BIO FORUM Schweiz

Kultur und Politik

2›15

Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge

Foto: Daniel Wehner auf flickr

Vertikale Erosion – ein Phänomen der Neuzeit?
Ernst Frischknecht

Von den Sorgen und Nöten der Bauernfamilien.
Lukas Schwyn

«Ich möchte die Marktmechanismen infrage stellen.»
Bettina Dyttrich

«Wir sind keine Sklaven unserer Technik.»
Markus Schär

«Bio 3.0.» Nikola Patzel

Die kleinen Betriebe braucht es genauso.
Barbara Küttel

Rückwärts in die Zukunft. Josef Estermann

Ich arbeite, du arbeitest, er arbeitet, wir arbeiten …
Jakob Weiss

Mit Pferden leben und arbeiten. Sonja Korspeter

Bio-Glück mit Melkroboter. Nikola Patzel

Gurgel umdrehen. Markus Schär

Liebe Leserinnen und Leser!

Während ich nach Redaktionsschluss bei einer Zugfahrt Texte für dieses Heft bearbeitete, versuchte ich angestrengt, zwei Amerikaner neben mir auszublenden, die für eine weltweit agierende Firma arbeiten und sich angeregt über Computerprogramme unterhielten. Bis einer überraschend zum anderen sagte: «**Hey, schau mal, da draussen ist es ja grün!** Letzte Woche war ich in Spanien, die Züge dort sehen fast gleich aus, aber wenn man rausschaut, ist das wie eine Halbwüste, so trocken ist es dort. – Die Züge sind gleich, aber hier ist es grün!», wiederholte er mehrmals aufgeregt, wie von einer plötzlichen Erkenntnis betroffen.

Ob wir in der Schweiz leben oder im benachbarten Ausland: Es ist ein grünes Land, ist das nicht wunderbar? Dieser Frühling mit den vielen heftigen Regenfällen und viel Sonnenschein zeigte wieder einmal eindrücklich, in welch fruchtbarem Klima wir hier leben dürfen, das so viele verschiedene Möglichkeiten bietet. Dieses Glück muss doch immer wieder gewürdigt werden, auch angesichts der schweren Probleme, die wir im «Kultur und Politik» immer wieder bearbeiten!

Eines dieser schwierigen Themen ist der «Fortschritt», für den übrigens früher die Eisenbahn das zentrale Symbol war, es heute der Computer ist und morgen etwas anderes sein wird, das sich noch oben draufsetzt. Diese Erfindungen sind sehr nützlich und sie bieten zum Glück sehr wertvolle neue Möglichkeiten, auch kulturell. Wie auch das Smartphone, das, wie ich erlebt habe, bei Diskussionen über Fortschritt von manch einem gerne demonstrativ auf den Tisch gelegt wird mit der Aussage, man wolle es nicht mehr missen.

Doch auf der anderen Seite kann die Art, wie wir mit diesen Techniken umgehen, und die ständige Projektion des gleichartigen Fortschritts in die Zukunft natürlich auch ziemlich unglückliche Schattenseiten oder Lügen in sich tragen. Deren Auswirkungen verschweigt der Fortschrittsmythos gerne oder er fordert zu ihrer Lösung dringend den nächsten Fortschritt. Dies zeigt zum Beispiel Marcel Hänggi, dessen **«Fortschrittsgeschichten»** in diesem Heft vorgestellt werden. Womit wir beim Schwerpunktthema dieser Ausgabe wären – im Doppelpack mit Fragen nach dem **«Glück»**.

Josef Estermann lädt uns mit seinem Beitrag «Rückwärts in die Zukunft» zu einer recht anderen Wahrnehmung des gesellschaftlichen Fortschreitens und zu einer heutzutage ungewohnten kulturellen Perspektive ein. Dies könnte auch gegen die Stressfaktoren und Nöte helfen, die Lukas Schwyn aus den Erfahrungen des «Bäuerlichen Sorgentelefons» heraus beschreibt. Jakob Weiss erzählt vom komplett unwirtschaftlichen Glück; und vom «Bio-Glück mit Melkroboter» erfahren wir durch den Hofbesuch einiger Bioforum-Mitglieder bei Familie Gstöhl in Liechtenstein. Ob aber das sogenannte «Bio 3.0» uns wirklich das flächendeckende Landwirtschaftsglück brächte, wie es viele Biolandbau-Führungskräfte sehr hoffen, wird in dieser Nummer kritisch hinterfragt.

Und wo würden in diese computermässige Entwicklungsskala wohl die Kleinbauern eingeordnet, für die Barbara Küttel eine Winkelried-Lanze bricht – und wo erst recht die Rosswirtschafter vom Laashof, welche Sonja Korspeter vorstellt? Wie sich andrerseits eine «solidarische Landwirtschaft» weiter fortpflanzt, berichtet Bettina Dyttrich vom Schweizer CSA-Lehrgang. Und seinen praktischen Landwirtschaftskulturschock aus Sambia vermittelt uns Markus Schär in «Gurgel umdrehen».

Die Gretchenfrage in dieser Nummer lautet: **Wie können wir mit dem Landbau wirklich gut leben, verbunden mit der Natur und der GefahrenjedwedenFortschrittsmachbarkeitsglaubens eingedenk?** Eine anregende Sommer-Lektüre wünscht mit herzlichen Grüssen aus der Redaktion ●

Nikola Patzel

Das **Bioforum Schweiz** ist einer nachhaltigen Landwirtschaft verpflichtet. Im Biolandbau sehen wir die zukunftsfähigste Form von Landbewirtschaftung. Dafür müssen alle Menschen guten Willens zusammenspannen. Auch Sie können uns unterstützen mit einer Spende, einer Schenkung, einem Legat, einer Erbschaft.

Konto Schweiz: PC 30-3638-2, Bio-Forum Möschberg/Schweiz, 3506 Grosshöchstetten.
Konto Deutschland: Sparkasse Ulm, Konto-Nr.: 83 254, Bio-Forum Möschberg.
IBAN DE56 6305 0000 0000 0832 54, BIC-Code SOLADES1ULM

Vertikale Erosion – ein Phänomen der Neuzeit?

Ernst Frischknecht. Bilder von stehendem Wasser in Äckern wecken Erinnerungen, die schon fast vergessen waren, nun aber wieder auftauchen. 1966 stellte unser moderner Nachbar von Milchvieh auf Bullenmast um. Die damalige Beratung motivierte ihn dazu, aber das gehe nur mit Mais; und Mais könne beliebig lang auf dem gleichen Feld angebaut werden, er sei mit sich selbstverträglich. Wie staunten wir über das enorme Wachstum dieser Pflanzen. Im Herbst wurde durch ein Lohnunternehmen mit grossen Maschinen geerntet und ein neuer Fahrsilo gefüllt. Nach 10 Jahren Maisanbau, peinlich sauber gehalten durch chemische Herbizide, war das Wachstum bescheidener und die Erntemaschinen blieben nicht selten im durchnässten Boden stecken. In der Meinung, die Drainage müsse verstopft sein, wurden die Rohre freigelegt, und siehe da, sie waren absolut sauber. **Aber in ca. 40 cm Tiefe befand sich eine nur 3 bis 5 mm dünne Schicht feinster Lehmteilchen.** Wie eine Teerschicht schützten sie den Unterboden vor dem einsickernden Regenwasser. Diese Schicht wurde durch Tiefgrubbern zerstört, bildete sich aber scheinbar erneut. Die extreme Vernässung, gefolgt von extremer Austrocknung in kurzer Zeit, nahm weiter zu und das Wachstum von Mais nahm ab.

Nach 23 Jahren gab der Bauer auf und verpachtete uns das Land. Damit bekamen wir ein Übungsfeld, wie dieser stark lehmige Boden wieder fruchtbar gemacht werden kann. Wir versuchten es mit Kleegras und Kompost. Gülle wurde anfänglich durch Belüften, ab dem Jahr 2001 durch Fermentieren mit EM (effektiven Mikroorganismen) so behandelt, dass möglichst kein N in Ammoniakform, sondern alles Nitrat organisch gebunden war. **Nach 15 Jahren und nach nur 12 cm tiefer Zerstörung der Grasnarbe bauten wir auf 60 Aren Kartoffeln an.** Auf wenigen m^2 war der erfolgte Humusaufbau noch ungenügend. Die Atmung der Erde war noch gestört, austretendes CO_2 hat Kartoffelkäfer angelockt. Der Befall blieb aber ohne Bekämpfung auf wenige m^2 beschränkt. Der Ertrag war gut und die Knollen gesund.

2004 wurde ich wieder zur Beratung nach Afrika, **Sudan**, gerufen, nachdem ich ein Jahr zuvor den Auftrag abgelehnt hatte, weil ich die Sprache nicht könne und ohnehin alles ganz anders als in Europa sei. Bald merkte ich, dass mein Erlebnis mit der Wiederbelebung des Maisackers ein Schlüssel für das Wiederfruchtbar-Machen der lehmigen, durch Kriegs- und Brandrodung geschädigten Erde (Black Cotton Soil) im Sudan sein könnte. Nachdem auf weiteres Pflügen verzichtet und die Erde durch Untersaaten, Gründüngung und / oder Mulch bedeckt gehalten wurde, erlebten wir eine Wiederkehr der Fruchtbarkeit, von der wir kaum zu träumen gewagt hätten. **In tropischem Klima geht nicht nur die Zerstörung der Erde, sondern auch die Wiederbelebung viel schneller als in gemässigten Zonen.** Ich konnte aufzeigen, wie die von der Sonnenhitze ausgetrockneten, feinsten Erdteilchen in der kurzen, aber heftigen Regenzeit auf den riesigen, topfebenen Flächen nur teilweise mit dem Wasser weggeschwemmt, erodiert werden. Der grösste Teil versinkt in die durch die Hitze verursachten Erdspalten. Durch Offenlegen der Erdprofile konnte ich den erstaunten Leuten die abdichtende dünne Schicht in ca. 40 cm Tiefe beweisen.

Erosion in steilen Rebbergen hat ab 1970 zur Begrünung der Rebberge geführt. Dadurch wurden Rebbauern davon erlöst, immer wieder runtergeschwemmte Erde mühsam den Berg hinaufzubringen. Wenig später wurde von ART Reckenholz (Zürich) die Zwischenbegrünung in Mais propagiert. Im Gegensatz zum Rebberg vermochte aber die Idee bis heute kaum Fuss zu fassen. **Man hat eben die vertikale Erosion auf den ebenen Ackerflächen nicht gesehen und lange nicht gespürt.**

Lebendverbauung der Erde war früher ein dominantes Thema im Biolandbau

Pilze und Schleimschichten um jedes kleinste Erdkrümel verhindern Verbindungen zu harten Klumpen und halten die Teilchen gleichzeitig aneinander fest, so dass sie nicht weggespült oder -geblasen werden. Bodenpilze wie auch Bodenorganismen können aber nur in geschütztem, feuchtwarmem Milieu in bedeckter Erde leben. Forschungsergebnisse sprechen von bis zu 4000 kg lebendigen Organismen pro ha. Die meisten sind von Auge nicht sichtbar, aber beim Schreiten über die Felder an der Elastizität der Erde spürbar. Über tausende Jahre war es unmöglich, verkrustete Erde mechanisch feinzumachen. Bevor Mitte letzten Jahrhunderts chemische Herbizide erlaubten, die Felder unkrautfrei zu halten, war eine minimale, untergeordnete Bedeckung der Erde zwischen den Hauptkulturpflanzen immer vorhanden. Damit war das Bodenleben automatisch immer geschützt und gefüttert. Technik und Chemie machten eine Perfektion im Landbau möglich, die unser Bedürfnis nach Sauberkeit und Effizienz wunderbar befriedigt.

Nun meldet die Erde ihr Bedürfnis nach geschütztem, aber für den Gasaustausch zwischen Erde und Kosmos offenen Milieu an. Vertikale Erosion und herbizidresistente Pflanzen entstehen nicht umsonst. Wir sind gefordert, die Langzeitwirkung rotierender Geräte und direkt wirksamem Nitrat und Herbizid auf die Lebendverbauung der Erde zu hinterfragen. Auch die Wirkung der gegenwärtigen biologischen Unkrautbekämpfung muss überlegt werden. ●

Gleiche Ursache, unterschiedliche Wirkung.

Foto links: Peter Fankhauser, Bauernzeitung / Foto rechts: Ernst Frischknecht

Von den Sorgen und Nöten der Bauernfamilien

Lukas Schwyn, Präsident des Bäuerlichen Sorgentelefons und Geschäftsführer der srakla

Woran leiden die Menschen in der Landwirtschaft heute? Die Antwort darauf könnte fast so vielfältig sein, wie es die Menschen und Betriebsformen in der Landwirtschaft sind. Die individuellen Ressourcen und Wege der Bäuerinnen und Bauern, Anforderungen und Veränderungen zu bewältigen, sind sehr unterschiedlich. Sie sind immer auch ein Ausdruck der besonderen familiären und betrieblichen Verhältnisse, in denen Bauernfamilien leben.

Aus der Praxis und Erfahrung des Bäuerlichen Sorgentelefons, welches nun seit bald zwanzig Jahren den Bauern und Bäuerinnen und ihren Angehörigen bei akuten Nöten und Schwierigkeiten beisteht, lassen sich einige aktuelle Tendenzen beschreiben. Sie repräsentieren aber nicht das ganze Bild der Landwirtschaft. Denn diejenigen, die gut klarkommen und zufrieden sind, rufen natürlich das Bäuerliche Sorgentelefon nicht an. An dem Nachmittag, als ich einem Bauern sagte: «So jetzt muss ich nach Hause und einen Artikel über die Sorgen und Nöte der Bauern schreiben», sagte der Bauer zu mir: «Ich kann mich nicht beklagen, wir haben alles, was wir brauchen. Natürlich, die Landwirtschaft generiert nur noch 50 % unseres Einkommens, aber wir leben dank den Nebeneinkommen gut. Man muss eben auch die schönen Seiten unseres Berufs sehen, z. B., dass ich tagsüber mit meinen Kindern zusammen sein kann, wenn meine Frau arbeiten geht.» Natürlich sehen das noch lange nicht alle Bauern so.

Neues Geschlechterverhältnis

Wir sind damit bei einem ersten Bereich von Schwierigkeiten angekommen, die sich in den Anrufen beim Sorgentelefon immer wieder äussern: Der Umgang mit dem veränderten Rollenverständnis der Frauen bereitet Schwierigkeiten. Wie die Anrufe beim Bäuerlichen Sorgentelefon zeigen, ist das **Verständnis für die Bedürfnisse der Frauen und ihr verändertes Selbstverständnis ungenügend vorhanden**. Die meisten Frauen haben inzwischen eine gute bis sehr gute Berufsbildung, möchten sich nicht nur als Bäuerin, sondern auch in ihrem erlernten Beruf verwirklichen. Sie stellen Ansprüche in Bezug auf Arbeitslohn und soziale Absicherung. Sie erwarten, dass der Mann nicht nur betriebsorientiert, sondern auch familienorientiert ist und sie möchten bei betrieblichen Entscheidungen, die ja den Gesamthaushalt der Familie betreffen, mitreden. Es ist offensichtlich, dass ein Teil der ländlichen männlichen Bevölkerung diesen Wandel nicht genügend zur Kenntnis nimmt oder damit überfordert ist. Dramatische Trennungssituationen und Familienbetriebe, deren Existenz dadurch gefährdet ist, sind die Folge. Hier gibt es viel Leiden. Leiden, das die Frauen in der Regel früher angehen möchten als die Männer, während die Männer oft erst im letzten Moment, wenn es schon fast zu spät ist, kapieren, dass die Lage ernst ist. «**Mein Mann hat folgende Hierarchie: 1. Die Tiere, 2. Die Maschinen, 3. Die Familie**» sagte eine Frau am Telefon. «So kann das nicht weitergehen.» Die Erfahrung des Sorgentelefons zeigt aber auch noch eine andere Seite: nämlich dass Frauen, die keinen bäuerlichen Hintergrund haben und einen Bauern heiraten, sich ungenügend bewusst machen, was die Einheirat in einen Bauernhof bedeutet. Man heiratet eben nicht nur einen Partner, sondern wird auch Teil einer Betriebsgemeinschaft und Teil einer Familientradition.

Generationenkonflikte

Damit sind wir bei einem weiteren Problemfeld, in dem viel gelitten wird. Es geht um das Zusammenleben von mehreren Generationen im selben Haus oder in unmittelbarer Nähe voneinander. Generationenkonflikte sind natürlich seit langem ein Problem auf Bauernhöfen. Es ist aber nicht so, dass diese verschwunden wären, obwohl inzwischen bewusster mit dem Problem umgegangen wird und bei Hofübergaben z. B. bereits bauliche Massnahmen ergriffen werden, um möglichen Konflikten vorzubeugen. Leider erhalten wir beim Sorgentelefon immer wieder Anrufe von Frauen oder Männern, die sich in einer Situation vorfinden, die für sie nur schwer erträglich ist. Da gibt es Eltern, die auch nach der Hofübergabe das Dreinreden nicht lassen können und dem Sohnemann immer noch vorschreiben wollen, was er zu tun hat. Da gibt es junge Frauen, die ihren Kindern verbieten, mit der Grossmutter im gleichen Haus Kontakt zu haben, was diese sehr schmerzt. Da gibt es Schwiegermütter und Schwiegerväter, die die Partnerin ihres Sohnes einfach nicht akzeptieren können und diese behandeln wie einen Eindringling oder wie eine Unfähige aus der Stadt. Da gibt es Männer, die

Vorstand des Bäuerlichen Sorgentelefons, v. l. n. r.: Martha Niederberger, Franz Christen, Ruth Buchwalder, Lukas Schwyn, Ueli Straub. Foto: Mitglied Sorgentelefon

sich nicht von ihrer Mutter lösen können und im Konfliktfall Mühe haben, sich klar auf die Seite ihrer Frau zu stellen, usw.
Das Zusammenleben im Mehrgenerationen-Setting ist anspruchsvoll, verlangt Kommunikationsfähigkeit und vor allem **klare Regelungen und Haltungen**. Es ist darum wichtig, dass möglichst Vieles früh besprochen und Dinge wie Wohnverhältnis, Wohnrecht, Mitarbeit auf dem Hof usw. klar geregelt werden. Sonst sind schmerzhafte Konflikte vorprogrammiert.

Gesundheitliche Probleme

Ein weiterer Problembereich, der immer wieder an das Sorgentelefon herangetragen wird, sind die gesundheitlichen Probleme. Dabei geht es sowohl um körperliche wie psychische Schwierigkeiten als Folge von Überlastung und Überforderung. Bäuerinnen und Bauern haben offenbar die Tendenz, sich selber auszubeuten. **Sie verlangen von sich selbst mehr, als sie bewältigen können**, und versuchen, äusseren Druck durch Mehrarbeit wettzumachen. Sie wollen möglichst alles selber machen und selber bewältigen und holen sich nicht früh genug Hilfe. Das führt dann nicht selten zu Situationen, in denen plötzlich gar nichts mehr geht. Entweder macht der Körper nicht mehr mit, oder die Psyche rebelliert.
Anrufe mit Suizidabsichten sind zwar eher selten, doch die Anrufe von Bäuerinnen und Bauern mit depressiven Verstimmungen und Burn-out-Symptomen haben zugenommen. Insgesamt haben beim Sorgentelefon die **Anrufe wegen gesundheitlicher Probleme** in den Zehnerjahren (2010 bis 2014) gegenüber den Nullerjahren (2005 bis 2009) **klar zugenommen**. Ob das eine Folge des erhöhten Drucks auf die Bauernfamilien ist, kann nur vermutet werden. Dass der vielfältig zunehmende Druck auf die Landwirtschaft und die Bauernfamilien dabei aber eine Rolle spielt, ist durchaus wahrscheinlich. Insbesondere bei den weniger belastbaren, älteren und psychisch schwächeren Menschen führt dieser Druck zu Stress und Bewältigungsangst.

Agrarpolitik und ökonomische Entwicklung

Damit sind wir bei einem weiten Feld von Problemen der Agrarpolitik und der ökonomischen Entwicklung, das den Bäuerinnen und Bauern immer wieder Sorgen und Zukunftsängste bereitet. Sorgen und Ängste, die manchmal gar nicht so klar benennbar sind, diffuse Zukunftsängste, die sich aus schwer zu beurteilenden Gesamtentwicklungen ergeben. Der Druck auf die bäuerlichen Familienbetriebe hat jedenfalls in mancherlei Hinsicht zugenommen:

- Der ökonomische Druck und die mangelnde Profitabilität der Landwirtschaft in gewissen Bereichen (z. B. Milchwirtschaft) führt dazu, dass Bauer und / oder Bäuerin immer mehr dazu gezwungen sind, in einem **Nebenerwerb** ausserhalb des eigenen Landwirtschaftsbetriebes ein Zusatzeinkommen zu erwirtschaften.

- Der ökonomische Zwang zur **Betriebsvergrösserung** und Bewirtschaftung von grösseren Flächen erhöht den Arbeitsaufwand, der nur teilweise durch Einsatz von mehr Technik kompensiert werden kann.

- Der **administrative Aufwand** für die Erfüllung der Vorgaben und Bedingungen in der Produktion von marktfähigen und gemeinwirtschaftlichen Gütern gegenüber den Abnehmern und den staatlichen Behörden nimmt ständig zu.

- Die Anforderungen an das Wissen steigen ständig, so dass auch der **Informationsbeschaffungsaufwand** und die Komplexität der zu beachtenden Zusammenhänge laufend zunimmt.

- Schliesslich besteht auch ein dauernder Anpassungsdruck an den technischen und agrarpolitischen Wandel, der bewältigt werden muss. Wie soll man sich verhalten z. B. im Hinblick auf eine mögliche Öffnung der weissen Linie (also Milch, Joghurt, Sahne und Quark) oder im Hinblick auf mögliche Auswirkungen eines **Freihandelsabkommens** zwischen den USA und der Europäischen Union?

All diese vielfältigen Entwicklungen führen dazu, dass Bauer und Bäuerin sich über die zukünftige Entwicklung und den Stellenwert ihres Berufs und der Landwirtschaft insgesamt Sorgen machen. Welche Betriebsformen, welche Produkte, welche Produktionsmethoden haben eine Zukunft? Die richtigen Entscheide zu treffen und den Erfolg langfristiger Investitionen abzuschätzen, wird immer schwieriger. **Welchen Beratern soll man trauen? Welche Politiken sind zu unterstützen? Welche Konzepte versprechen zumindest mittelfristig etwas Sicherheit?**
Das Bäuerliche Sorgentelefon kann natürlich diese Fragen auch nicht einfach beantworten. Es nimmt aber die Sorgen und Nöte ernst, indem es die anrufenden Menschen ernst nimmt, gut zuhört und bei der Bewältigung der akuten persönlichen Probleme Unterstützung bietet. ●

Bäuerliches Sorgentelefon

srakla schweizerische reformierte arbeitsgemeinschaft kirche und landwirtschaft
nahrung · ethik · landschaft

Bäuerliches Sorgentelefon

Das Bäuerliche Sorgentelefon ist ein Hilfsangebot für Bäuerinnen, Bauern und ihre Angehörigen sowie alle anderen in der Landwirtschaft tätigen Menschen in schwierigen Situationen. Zweimal in der Woche ist die Nummer 041 820 02 15 betreut: am Montag von 8.15 bis 12 Uhr und am Donnerstag von 18 bis 22 Uhr. Die Beraterinnen und Berater des Sorgentelefons sind oder waren selbst Bäuerinnen oder Bauern oder kennen die besonderen Verhältnisse der Landwirtschaft aus eigener Erfahrung.
Das Beratungsteam arbeitet ehrenamtlich. Die Beratungen erfolgen nur über das Telefon. Der Kontakt bleibt anonym. Absolute Diskretion ist gewährleistet. 2015 erhielt dieses Angebot den «Prix Agrisano».
Die Schweizerische reformierte Arbeitsgemeinschaft Kirche und Landwirtschaft (srakla) vereint Personen und Organisationen aus Kirche und Landwirtschaft. Die srakla trägt das Bäuerliche Sorgentelefon zusammen mit dem Schweizerischen Bäuerinnen- und Landfrauenverband (SBLV), der Schweizerischen Katholischen Bauernvereinigung (SKBV) und der agridea Lindau. **www.srakla.ch**

«Ich möchte die Marktmechanismen infrage stellen»

Wie starte ich ein Vertragslandwirtschaftsprojekt? Geht das auch mit Milchprodukten? Oder mit ganzen Höfen? Viel zu lernen über solche Fragen gab es diesen Frühling am ersten Schweizer CSA-Lehrgang.

Bettina Dyttrich.[1] «Ist solidarische Landwirtschaft in der Schweiz gar nicht möglich?» Ernüchtert stellt ein junger Landwirt in der Schlussdiskussion diese Frage in den Raum. Eine Genossenschaft oder Stiftung könnte doch Geld sammeln und Land oder sogar ganze Höfe kaufen – auf diese Möglichkeit hofften einige, die diesen Frühling am ersten CSA-Lehrgang[2] teilnahmen. Am letzten Kurstag haben sie nun aber gelernt, dass Nicht-Selbstbewirtschafter (dazu zählen meist auch Kollektiveigentümer) in der Schweiz nur in Ausnahmefällen Landwirtschaftsland kaufen können: Selbstbewirtschafterinnen und Selbstbewirtschafter haben Vorrang. So regelt es das Bundesgesetz über das bäuerliche Bodenrecht. «Und das bäuerliche Bodenrecht angreifen sollten wir auf keinen Fall», warnt die Rechtsanwältin Claudia Schreiber. «Wenn Nicht-Selbstbewirtschafter im grossen Stil Landwirtschaftsland kaufen dürften, wäre die bäuerliche Landwirtschaft in der Schweiz massiv gefährdet.» Welche anderen Lösungen gibt es für die regionale Vertragslandwirtschaft? Wie kommen junge Landwirtinnen und Gärtner zu Land? Am Apéro am Ende des Kurses diskutieren viele Teilnehmerinnen und Teilnehmer noch weiter.

Eine alte Idee

Der erste CSA-Lehrgang hat zwischen Januar und April stattgefunden, insgesamt fünfzehn Kurstage. Kurs 1 und 4 drehten sich um das Organisatorische: Was ist regionale Vertragslandwirtschaft, wie lässt sie sich umsetzen, wo sind die Schwierigkeiten? In den Kursen 2 und 3 ging es dagegen um den Gemüsebau für die regionale Vertragslandwirtschaft.

Der CSA-Lehrgang ist das erste grosse Projekt der Kooperationsstelle für solidarische Landwirtschaft, die praktisches Wissen zur regionalen Vertragslandwirtschaft weitergeben möchte (vgl. K+P 2/14). Geleitet wird sie von den Umweltingenieurinnen Lea Egloff und Tina Siegenthaler und der Historikerin Ursina Eichenberger. Alle drei haben die Genossenschaft Ortoloco mitgegründet, die in Dietikon im Zürcher Limmattal für 220 Haushalte Gemüse anbaut.

Die Idee einer Kooperationsstelle, die landwirtschaftliche ProduzentInnen und KonsumentInnen vernetzt, ist allerdings viel älter: **Die Gründergeneration des Forschungsinstituts für biologischen Landbau FiBL wollte eine solche Kooperationsstelle in den Siebzigerjahren auf die Beine stellen.** Ursina Eichenberger fand die Pläne, die damals in der Schublade landeten, als sie ihre Lizentiatsarbeit über die Anfänge des FiBL schrieb. Jetzt ist doch noch etwas daraus geworden. Der Lehrgang wird mit Exkursionen im Sommer ergänzt und soll in Zukunft jedes Jahr stattfinden.

Viele TeilnehmerInnen des Lehrgangs sind zwischen dreissig und vierzig Jahre alt und haben eine landwirtschaftliche Ausbildung. Manche engagieren sich bereits in Vertragslandwirtschaftsprojekten oder wollen auf eigenen Höfen etwas aufbauen, andere sind auf der Suche nach Land. Zum Beispiel Maria Jakob. Die junge Landwirtin, die am Humanus-Haus Beitenwil arbeitet, möchte gemeinsam mit zwei Freundinnen einen Hof übernehmen. Alle drei sind ausgebildete Landwirtinnen. Doch als Frauen im «Männerberuf» haben sie oft mit Vorurteilen zu kämpfen. «Der Kurs ist eine gute Diskussionsgrundlage für unser Projekt», sagt Maria.

Kurs 1 begann gleich mit angeregten Diskussionen: Nach einer Kritik an der Schweizer Agrarpolitik von Uniterre-Kopräsidentin Ulrike Minkner und einer Einführung ins Thema von Hansjörg Ernst, der mit der Genossenschaft Clef des Champs im Jura seit über dreissig Jahren Vertragslandwirtschaft betreibt, stellten die TeilnehmerInnen ihre eigenen Projekte vor. «Uns ist es wichtig, nicht nur Frontalunterricht zu machen», sagt Mitorganisatorin Lea Egloff. **«Der Lehrgang hat oft den Charakter eines Austauschtreffens.»**

Kurs 1 gefiel Maria Jakob: «Ein guter Einstieg – mir wurde klarer, was Vertragslandwirtschaft genau heisst. Die Idee, dass die KonsumentInnen für die Produktion bezahlen und nicht für das einzelne Produkt, gefällt mir sehr. So möchte ich es auch machen.»

Praktisches Wissen über wenig mechanisierten Gemüsebau weitergeben: Die Gemüsegärtnerin Anja Ineichen, Leiterin des Kurses 2, auf der Bioschwand Münsingen. Im Hintergrund Martin Koller vom FiBL, der in den biologischen Pflanzenschutz einführte. Foto: Giorgio Hösli

[1] *Bettina Dyttrich ist Redaktorin der Wochenzeitung WOZ. Ihr Buch «Gemeinsam auf dem Acker. Solidarische Landwirtschaft in der Schweiz» erscheint im September 2015 im Rotpunktverlag. Sie hat am CSA-Lehrgang einen Vortrag über Agrarpolitik gehalten.*

[2] *CSA (Community Supported Agriculture, gemeinschaftsunterstützte Landwirtschaft) ist der international gängige Begriff für regionale Vertragslandwirtschaft. In Deutschland ist solidarische Landwirtschaft (abgekürzt Solawi) gebräuchlich.*

Gemüsebau anders lernen

«In Kurs 2 und 3 geht es um Biogemüseanbau, wie er für die Vertragslandwirtschaft sinnvoll ist – kleinräumig, vielfältig, wenig mechanisiert», erläutert Lea Egloff. «Das kann man in der Schweiz fast nirgends lernen.» In der Praxis gelernt haben es die Leiterin von Kurs 2 und der Leiter von Kurs 3: Anja Ineichen war früher, Raimund Olbrich ist heute Gemüsefachkraft bei Ortoloco. Ergänzt wurde der Unterricht durch Exkursionen, etwa zum vielfältigen Demeter-Betrieb Zaugg in Iffwil, der auch für das Vertragslandwirtschaftsprojekt Soliterre Gemüse anbaut, oder zu Artha-Samen in Münsingen.

Auch Kurs 2 sei sehr spannend und informativ gewesen, sagt Maria Jakob. «Kurs 3 bot mir weniger Neues, aber Bodenkunde kenne ich halt schon in- und auswendig.»

Markus Schwegler und Claudia Meierhans haben Glück. Im Januar konnten sie gemeinsam den Katzhof oberhalb des Luzerner Dorfes Richenthal von Claudias Eltern übernehmen. Nach zehn Jahren im Sozialbereich zog es Markus hinaus ins Freie, er entschloss sich für eine Demeter-Lehre. Markus und Claudia haben den Lehrgang abwechselnd besucht und planen nun gemeinsam weiter.

Ein enger Kontakt zu den KonsumentInnen ist Markus wichtig. «Klar, das ist auch mit Direktverkauf möglich. Aber da ist mir das Kundenverhältnis noch zu stark. **Es ist mir ein Anliegen, die Marktmechanismen infrage zu stellen.**» Darum starten die beiden ein Vertragslandwirtschaftsprojekt: Sie wollen Gemüseabos anbieten für Leute, die Interesse an engem Kontakt zum Hof haben und mindestens viermal im Jahr mitarbeiten wollen. Im Mai haben sie an einer Veranstaltung interessierte Bekannte informiert. «Wir müssen viel erklären», sagt Markus. «Die Idee der Mitarbeit ist vielen noch fremd.»

Er hat Kurs 1 und 4 besucht und ist begeistert: «Ich war überrascht, wie gut der Lehrgang aufgebaut ist. Und ich habe mich selten in einer Gruppe so schnell wohl gefühlt. Die Mischung aus Lockerheit und Professionalität gefällt mir sehr.» Der Lehrgang gebe ihnen Sicherheit: «Wir haben jetzt ein ganzes Netz von Leuten, auf die wir zurückgreifen können. Dass unser Projekt so zügig vorangeht, haben wir dem Lehrgang zu verdanken.»

Eva Wehrli bauert auf dem Berghof Stärenegg im Emmental, der zu einem Kinderheim gehört. Sie hat den Lehrgang besucht, um mehr über **Gemüsebau im kleinen Stil** zu lernen – die Stärenegg-Landwirtschaft dient vor allem der Selbstversorgung. «Vertragslandwirtschaft ist bei uns kaum realistisch. Wir sind zu abgelegen. Aber ich finde es spannend, wie sich Landwirtschaft anders denken lässt.» Mit dem Lehrgang ist sie zufrieden, einiges fand sie allerdings zu unspezifisch: «Zum Beispiel den Vortrag über ökologische Vernetzung – er hatte keinen Bezug zum Gemüsebau. Auch hätte ich gern noch weitere Gemüsebetriebe besucht.»

Im kalten Tunnel wächst der beste Nüsslisalat: Klaus Zaugg zeigt den TeilnehmerInnen des CSA-Lehrgangs den vielfältigen Demeter-Hof im Berner Dorf Iffwil, den er zusammen mit seinem Bruder führt. Foto: Giorgio Hösli

Luciano Ibarra ist aus Freiburg im Breisgau an die Kurse 1 und 4 gekommen. Er ist ein Mitgründer der Gartencoop Freiburg, die von der Genfer Genossenschaft Jardins de Cocagne inspiriert ist. «Diese internationale Vernetzung möchte ich weiter pflegen», sagt Luciano. Er besucht den Lehrgang, weil er zuhause etwas Ähnliches entwickeln will: In Freiburg seien gerade mehrere Projekte am Entstehen.

Ortoloco beeindruckt ihn: «Die Landwirtschaft ist nicht auf dem gleichen Level wie bei uns, aber **die soziale Infrastruktur ist sehr ausgeklügelt**. Ich habe noch nie ein Projekt gesehen, das die Mitglieder so intensiv einbindet. Es ist eine Bewegung für eine andere, solidarische Wirtschaftsweise. Sehr inspirierend.»

Nicht nur für Gemüse

«Mir fällt immer mehr auf, dass wir in der Schweiz sehr auf Gemüse fixiert sind», sagt Lea Egloff am Ende des Kurses. Es hat wohl damit zu tun, dass die Jardins de Cocagne, das wahrscheinlich erste Vertragslandwirtschaftsprojekt Europas (seit 1978) und Vorbild für viele andere, ein Gemüsebetrieb ist. Ortoloco macht es ähnlich, und in der Deutschschweiz orientieren sich nun viele an Ortoloco.

In Deutschland hingegen stellen immer mehr ganze Höfe auf Vertragslandwirtschaft um. Sie tun sich mit einer Gruppe KonsumentInnen zusammen und produzieren praktisch alle Grundnahrungsmittel für sie. Die Gruppe finanziert dafür den Hof: von Maschinen über Abschreibungen bis zur Altersvorsorge der Leute, die dort arbeiten. Rolf Künnemann von der Solawi Rhein-Neckar stellte im Kurs 4 den Markushof bei Heidelberg vor, der so organisiert ist – ein faszinierendes Modell, das es in der Schweiz noch nicht gibt.

Vertragslandwirtschaft mit anderen Produkten als Gemüse – dass das möglich ist, zeigte auch ein Besuch bei der neuen Kooperative Basimilch in Dietikon, die ab Herbst Käse und andere Milchprodukte im Abosystem vertreibt. Vorerst nur im Hobbybereich ist Goccialoca tätig. David Schulze erzählte vom Verein, der in Hombrechtikon einen Rebberg pflegt.

Dann kam der letzte Kurstag: die **schwierige rechtliche Situation**. Nach Inputs zu Hofübergabe, Raumplanung, Direktzahlungen, Boden- und Pachtrecht vertieften die Teilnehmerinnen und Teilnehmer die Themen in Kleingruppen – und stiessen dabei auf immer neue Fragen. «Bisher ging ich davon aus, dass mein zukünftiger Betrieb einer Stiftung gehören wird», sagt Maria Jakob. «Jetzt sehe ich, dass daraus wohl nichts wird. Im ersten Moment war ich enttäuscht. Aber ich fand es sehr gut, wie Claudia Schreiber uns aufgefordert hat, uns selber kundig zu machen über die rechtliche Situation.» Nach der ersten Ernüchterung ist Maria wieder voller Tatendrang: «Dann finden wir eben eine andere Lösung. Der Kurs hat sich gelohnt – jetzt habe ich noch viel mehr Lust, Vertragslandwirtschaft zu machen.» ●

«Wir sind keine Sklaven unserer Technik»

Welchen Fortschritt wollen wir? Der Wissenschaftsjournalist und Buchautor Marcel Hänggi hat «Fortschrittsgeschichten – für einen guten Umgang mit Technik» geschrieben. Ein kritischer Blick auf typische Ansichten über Technik und Fortschritt.

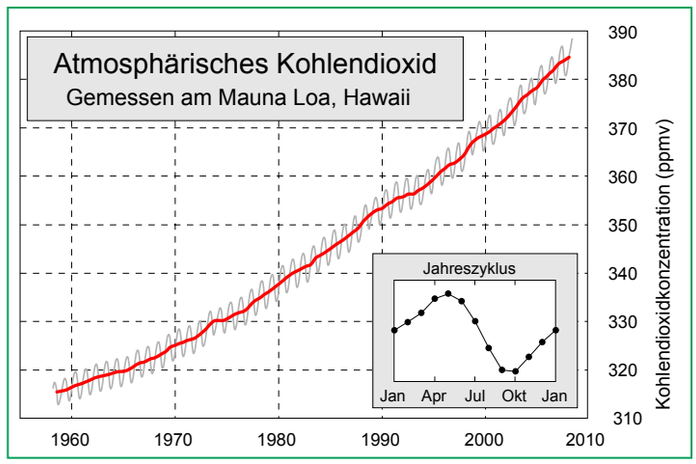
Markus Schär. Es ist einer der grossen Irrtümer unserer Zeit: «die Technik» werde es schon richten und uns saubere und nachhaltige Lösungen, etwa für die Klimaerwärmung und die Erdölknappheit, präsentieren. **Das Elektroauto zum Beispiel: Es ist die heutige Verkörperung dieses Wunschdenkens** *par excellence,* viele Umweltbesorgte meinen darin ein «nachhaltiges» Fortbewegungsmittel zu erkennen. Doch diese Annahme ist falsch, jedenfalls im Kontext der heutigen Wohlstandsgesellschaft. Denn wir bauen auch für Elektroautos immer mehr Strassen. Wir legen auch mit Elektroautos zunehmend längere Strecken zwischen Arbeitsort, Wohnort und Freizeitort zurück. Und wir alle haben gerne ein eigenes (Elektro-)Auto, um möglichst flexibel und unabhängig zu sein. Doch was ist mit dem Strom, der den Motor antreibt? – Kommt der nicht auch aus dem Atomkraftwerk? Was ist mit den Rohstoffen, die zur Herstellung der Batterie benötigt werden? – «Wachsen» die so schnell wieder nach, wie wir sie «verbrauchen»? Und wie steht es um die Menschenrechte in den Minen, wo sie abgebaut werden?

Marcel Hänggi tritt der unbekümmerten Technikgläubigkeit von einst und heute mit seinen «Fortschrittsgeschichten» entschieden entgegen – ohne dabei einer Technikfeindlichkeit das Wort zu reden. Denn «Der Mensch ist Mensch, seit und indem er Werkzeuge benutzt. **Es gibt keine Kultur ohne Technik.»** Es ist also sinnlos, generell «gegen Technik» zu sein. Umgekehrt ist es absurd, wenn jede technische Erfindung als fortschrittlich gutgeheissen wird. Bei allen Vorbehalten gegenüber dem Fortschrittsbegriff, die Hänggi hegt, bekräftigt er ihn doch selber auch: «Wir kommen gar nicht umhin, Fortschritt anzustreben im Sinne einer Entwicklung, die … [die Zerstörung unserer Lebensgrundlagen] verhindert.»

Die Standarderzählung des Fortschritts

Die «Fortschrittsgeschichten» beginnen mit einer klugen Reflexion über unsere Wahrnehmung von Technik. Die dominante Erzählung stelle Technik als eine Abfolge von datierbaren «Durchbrüchen» dar, argumentiert Hänggi. Technik werde häufig als komplex und spektakulär, als das Werk von Männern, Ingenieuren und Wissenschaftlern und als westlich verstanden. Zudem gelte Technik meist als zielgerichtet, als alternativlos sowie als prägend für Kultur und Gesellschaft (und nicht umgekehrt). Diese populäre Vorstellung der Technik ist die Geschichte vom Fortschritt, wie wir sie in ihren grossen Linien kennen: «**vom Höhlenbewohner, der das Feuer beherrschen und Geräte herstellen lernt**, über den Bauern, der Pflanzen und Tiere domestiziert, später die Metallbearbeitung erlernt, um Ackergeräte und Waffen herzustellen, mit denen er Land urbar macht und Reiche aufbaut, weiter zum modernen Menschen, der die Wissenschaft entdeckt und das mythische Denken überwindet, die Welt verstehen und dadurch noch besser beherrschen lernt».

Aber wie Hänggi betont, hält diese lineare «Fortschrittsgeschichte» einer kritischen Betrachtung nicht stand. Jeder technische «Fortschritt» hat eine Schattenseite. Und allein die Tatsache, dass wir Techniken zur fossilen und atomaren Energienutzung entwickelt haben, deren breite Anwendung unsere Lebensgrundlagen akut gefährdet, sollte jeglicher Fortschrittseuphorie den Garaus machen. Tut sie aber nicht, denn **«Innovation» – wie sich Fortschritt heute nennt – tönt sexy im Zeitalter des Neoliberalismus, der die Inhaltsleere zur Ideologie erkoren hat.** Auch hierzu schreibt Hänggi Erhellendes.



Die gasförmige Summe der Fortschritte liess den Kohlenstoffanteil der Luft seit 1850 von 280 auf 400 ppm ansteigen. Grafik: wikipedia

Hänggi zeigt anhand von Beispielen, wie die soziale und ökonomische Praxis den Lauf der Technikgeschichte bestimmt. Besonders verblüffend: Hänggi demontiert einen zentralen Mythos der Industrialisierung, indem er historisch belegt, dass die Dampfmaschine weniger die Industrialisierung, als vielmehr das Zeitalter der fossilen Energien eingeläutet hat. Denn die erste Anwendung der Dampfmaschine bestand darin, die Pumpen zur Entwässerung von Kohleminen anzutreiben, so dass immer mehr Kohle abgebaut werden konnte.

Die Dampfmaschine konnte ihre Breitenwirkung ausserdem nur entfalten, weil nebst der massiven Verfügbarkeit von Kohle auch der Nachschub von Baumwolle aus den Sklavenplantagen in den Südstaaten der USA gewährleistet war. **«Wer nur von Innovation [in diesem Fall von der Dampfmaschine] spricht, übersieht Kohle wie Peitsche.»** Das Beispiel verdeutlicht exemplarisch: Nicht nur auf technischer Erfindungsgabe und Fleiss, sondern auch auf Ausbeutung und Gewalt gründet unser «Entwicklungsvorsprung», unser materieller Wohlstand – bis heute.

Fortschritt und Landwirtschaft

Auch die Landwirtschaft spart Hänggi in seinen Fortschrittsgeschichten nicht aus – ihr ist das Kapitel über Klee gewidmet. Um

1500 begannen Bauern in den Niederlanden, Klee und andere Leguminosen als Futterpflanzen anzubauen, was über die Stickstofffixierung der Knöllchenbakterien zu einer bedeutenden Ertragssteigerung pro Fläche führte. Die Brache als Regenerationsphase für die Bodenfruchtbarkeit wurde dadurch hinfällig. Der mit Klee bebaute Boden lieferte mehr und besseres Futter für (mehr) Nutztiere. «Die Bäuerinnen und Bauern erkauften sich diese Vorteile aber mit Mehrarbeit: Hatten die Tiere bislang selbständig auf der Brache gefressen, musste man das Futter nun säen und ernten, musste man die Tiere auch im Sommer im Stall oder Pferch füttern und schliesslich Mist und Gülle aufs Feld ausbringen. Die Arbeitsbelastung pro Arbeitskraft nahm mit der ‹Agrarrevolution› zu. Noch mehr aber stieg die Produktivität pro Arbeitskraft, so dass schliesslich weniger Menschen in härterer Arbeit viel mehr produzierten.»

In England fanden ab Mitte des 14. Jahrhunderts die sogenannten *enclosures* – Einhegungen von vormals gemeinschaftlich genutztem Land – statt, die zwischen 1760 und 1820 ihren Höhepunkt erreichten. Sie gelten in der Standarderzählung als zentrale Ursache der «Agrarrevolution». Fälschlicherweise, wie Hänggi mit historischen Verweisen argumentiert. Die grossen agrarischen Produktivitätsfortschritte fanden vor der grossen Einhegungswelle statt, und **Englands wachsende Bevölkerung hatte zur Zeit der Industrialisierung nur dank Nahrungsimporten aus den Kolonien genug zu essen**.

In seinen Erzählungen räumt Hänggi mit weitverbreiteten Klischees auf, etwa mit der Annahme, gemeinschaftlich verwaltetes Eigentum sei schwerfällig und führe zwangsläufig zu Übernutzung. Oder dass Bauern und Bäuerinnen *per se* konservativ und kleine Grundstücke grundsätzlich weniger produktiv seien als grosse.

Bäuerliches Erfahrungswissen

In einem weiteren Kapitel untersucht Hänggi «Erfahrung» in der Landwirtschaft als Treiber von Fortschritt. Dies mag widersprüchlich erscheinen, zumal Erfahrungswissen gemeinhin mit bäuerlichem Konservativismus, Fortschritt hingegen mit Wissenschaft assoziiert wird. Hänggi führt jedoch Beispiele an, die das Gegenteil bezeugen. So etwa **Mina Hofstetters Biolandwirtschaft**, die Agroforstwirtschaft im westlichen und südlichen Afrika, die Bodenbiologie oder das Forschungszentrum für Landwirtschaft in den Trockenzonen (Icarda) in Aleppo. Und er kommt zu einer erstaunlichen Schlussfolgerung: «Vieles von dem, was die moderne Landwirtschaft scheinbar überflüssig gemacht hat, ist es gar nicht: Alte Techniken und Sorten könnten wieder wichtig werden, wenn Rahmenbedingungen sich ändern; sie könnten nützlich sein, wenn sie mit neuen Techniken kombiniert würden, oder sie könnten immer schon besser gewesen sein, wenn man langfristig rechnet und alle wesentlichen Faktoren einbezieht». Letzterer Punkt ist insofern relevant, als dass die Mechanisierung, die Motorisierung, die Chemisierung und die Verwissenschaftlichung der Landwirtschaft im 20. Jahrhundert – also das, was üblicherweise als landwirtschaftlicher Fortschritt gilt – nicht nur höhere Erträge brachte, sondern auch massive ökologische, soziale und kulturelle Folgen negativer Art hatte. Zu nennen wären etwa die schädlichen Auswirkungen, die die «moderne Landwirtschaft» auf das Bodenleben und damit auf die Bodenfruchtbarkeit hatte und hat. Hänggi packt das Problem analytisch bei der Wurzel, wenn er schreibt, dass **die alten Techniken nur solange obsolet seien, als genügend billige Energie zur Verfügung stehe**. Und er weist zu Recht darauf hin, dass bäuerliches Erfahrungswissen «gerade in Zeiten des Klimawandels zur Überlebensnotwendigkeit» werden könnte, oder es vielerorts bereits ist.

Fazit

Was kann man aus Hänggis «Fortschrittsgeschichten» lernen?

- Lektion 1: Techniken müssen sich stets gegen Alternativen durchsetzen, sie brauchen Lobbyisten: «Die Gegenwart ist nicht das zwangsläufige Resultat der Vergangenheit. Es hätte auch anders kommen können.»
- Lektion 2: Fortschritt verläuft nicht gradlinig: «Technische Anwendungen können der wissenschaftlichen Entwicklung vorausgehen und gesellschaftliche Entwicklungen der technischen Innovation.»
- Lektion 3: Neue Techniken substituieren die alten oftmals nicht, sondern addieren sie hinzu: «Die Moderne verbraucht mehr Stein als die Steinzeit, mehr Eisen als die Eisenzeit, mehr Kohle als das «Kohlezeitalter». Und es gibt keinen Grund anzunehmen, die aktuelle Förderung erneuerbarer Energie würde den Verbrauch der nicht erneuerbaren Energien verdrängen, solange diese nicht aktiv zurückgebunden werden.»
- Lektion 4: **Technik ist nicht einfach gut oder schlecht, aber sie ist auch nicht neutral:** «[D]ie Atombombe kann man nicht menschenfreundlich einsetzen und auch die Guillotine nicht, die doch dazu entwickelt wurde, Hinrichtungen zu humanisieren.»

Im abschliessenden utopischen Epilog führt Hänggi wichtige Kriterien für einen «guten Umgang mit Technik» auf. Doch er bleibt vage, wo es um die Realisierung dieses guten Umgangs im gegenwärtigen, entfesselten Kapitalismus geht. «Techniken, [um] unerwünschte Techniken loszuwerden, müssen zuallererst Techniken für den Umgang mit Macht sein – **Demokratietechniken, Zivilgesellschaftstechniken**. Es geht darum, niemanden zu mächtig werden zu lassen respektive die Macht derer, die es sind, zu beschneiden.» Damit liegt Hänggi bestimmt richtig. Nur: Wer weiss, wie das wirksam geht in unserer neoliberal geprägten Gegenwart, die sich einerseits durch eine historisch beispiellose Machtkonzentration auszeichnet und in der sich andererseits viele Menschen mit ihrer Rolle der atomisierten KonsumentInnen zufrieden geben?

Aber diese Kritik ist nur ein kleiner Wermutstropfen. Hänggis «Fortschrittsgeschichten» sind gedanklich äusserst anregend. Das Buch ist gut verständlich geschrieben, differenziert und kritisch, und es führt zu verblüffenden historischen Einsichten über die Geschichte von Techniken.

«Fortschrittsgeschichten» endet mit einem optimistischen Leitsatz: «Die Geschichte der Technik ist reich an Brüchen, Wendungen, Alternativen. Wir sind nicht Sklaven unserer Technik.» Möge Marcel Hänggi damit richtig liegen. ●

Angaben zum Buch

Marcel Hänggi (2015): Fortschrittsgeschichten. Für einen guten Umgang mit Technik. S. Fischer Verlag, Frankfurt/Main. ISBN 9783596032204. Taschenbuch, 304 Seiten.

«Bio 3.0»

Führungskräfte von FiBL, Bio Austria, Bioland, Bio Suisse und Naturland möchten einen «grossen Sprung nach vorn» machen

Nikola Patzel. Ja, wo wollen sie denn hin? An die Macht zum Wohle der Menschheit! Oder trockener gesagt: Ein neuer Biolandbau soll «überall zum globalen Mainstream» der Landwirtschaft werden. Um dieses Ziel zu erreichen, sollen die Fähigkeiten und Kräfte der Natur mit grundsätzlich allen verfügbaren menschlichen Ansätzen und Techniken intensiviert und optimiert werden. Somit soll «Bio 3.0» «Antworten auf die zentralen Fragen der Menschheit» geben. Das klingt ziemlich grossartig, aber die 15 Autoren des hier vorgestellten Konzepts sind normale, gestandene Leute aus Forschung und Verbänden: darunter Urs Niggli (FiBL/Erstautor), Jan Plagge (Bioland), Steffen Reese (Naturland), Otto Schmid (FiBL), Urs Brändli und Daniel Bärtschi (Bio Suisse) sowie Rudi Vierbauch (Bio Austria). – Beim Entwurf von «Bio 3.0» vom Februar 2015, der bei der BioFach in Nürnberg vorgestellt wurde, waren keine Autorinnen beteiligt.

Die Ausgangslage der Autoren ist, dass «der Ökolandbau im Wettstreit mit anderen Entwicklungs- und Technologie-Pfaden» stehe. Die Gefahr sei, «durch gewisse Technologie-Verbote» den technologischen Fortschritt zu verpassen und im Ertrag weiter hinter die industriellen Verfahren der Landwirtschaft zurückzufallen. Denn die «Landwirtschaft löst ihre Probleme vorwiegend durch neue Technologien». «Nicht korrekte oder sachdienliche Vorstellungen sind [demgegenüber] zum Beispiel, dass Ökobetriebe klein seien, die Vermarktung in erster Linie regional wäre oder die Kälber wochenlang bei den Müttern saugen». Solche Vorstellungen führten zu realitätsfernen Erwartungen und Vorschriften und müssten der authentischen Wirklichkeit angepasst werden. Zwar sei es auch möglich und zu fördern, in gewissem Rahmen den Biolandbau den Erwartungen bestimmter Zielgruppen anzupassen, jedoch sei dieses «Werte-Bio» mit Namen «2.1» nur in einer «Qualitätsnische» zu verwirklichen, welche für die «globalen Herausforderungen» nicht massgeblich sei. Das Werte-Bio sei als ein vom «globalen Mainstream»-Bio separater Standard zu definieren; also sollte der Biolandbau offiziell, wie

«Wie sich die Ökolandwirtschaft neu erfindet», stand in «natur» 11/2014.

bisher faktisch auch schon, in zwei Produktionsnormen aufgespalten und parallelgeführt werden. Denn es «besteht ein gemeinsames Verständnis, dass im und mit dem Ökolandbau ein großer Sprung nach vorne gemacht werden muss». «Diese Entwicklung wird aber zurzeit durch die Vorschläge der EU-Kommission unterlaufen, indem die EU-Ökoverordnung mit verschiedenen Vorschlägen klar in Richtung Qualitätsnische zielt.»

Dem Konzept «Bio 3.0» solle nach Wunsch dieser Männer ein Aktionsplan zur umfassend innovativen Umsetzung desselben folgen, der «auch wieder mehr junge und technikaffine Landwirte für den Ökolandbau begeistern helfen» solle. Bei der «nachhaltige[n] Nutzung des Naturkapitals (der Funktionen und Dienstleistungen der Ökosysteme) zu Erhöhung der Produktivität» sollten auch grundsätzlich alle «Anwendungsmöglichkeiten der Molekularbiologie, der Material- und Nanotechnologie und der Informations- und Kommunikationstechnik» genutzt werden dürfen. Während die Verfahren des *precision farming* unbestritten äusserst wichtig und zu nutzen seien, müsse bei gentechnischen Verfahren von Fall zu Fall entschieden werden, ob sie zu Bio 3.0 passten. Zum Beispiel ein technischer Gentransfer zwischen verschiedenen Sorten derselben Art und auch die Produktion von Bio-Pflanzenschutzmitteln durch genveränderte Bakterien könnten positive Anwendungen einer pragmatischen und zugleich verantwortungsbewusst behutsamen neuen Offenheit werden, so die Autoren. Es sei keine Revolution geplant, sondern es sollten «kleine Schritte in die richtige Richtung gemacht werden». «Die Kontinuität [in der Nachfolge von «Bio 1.0» und «2.0»] wird die größte Hürde sein, um grundsätzliche Änderungen zu machen.»

Als positiv erwünschte Kontinuität in ihrem Entwicklungskonzept sehen die Autoren einige inhaltliche Ideale des bestehenden Biolandbaus: «Die Nachhaltigkeit wird immer ganzheitlich und umfassend verstanden.» – «Eine Industrialisierung des Anbaus zum Zwecke ökonomischer Skaleneffekte und stark vereinfachter Vermarktungs- und Logistikstrukturen kommt für den Ökolandbau nicht in Frage.» – «Der Ökolandbau der Zukunft basiert immer auf Kreisläufen, welche einzelbetrieblich durch den klassischen Ansatz des gemischten Betriebs oder regional durch Betriebskooperationen geschlossen sind.» – «Das Verbot von chemischen Pflanzenschutzmitteln im Biolandbau ist ein k.o.-Kriterium, welches auch in Zukunft keineswegs aufgeweicht werden darf.» – Die Autoren betonen, um die Nachhaltigkeit umfassend erkennen zu können, seien klare Kriterien nötig. Neue methodische «Werkzeuge erlauben mit Indikatoren und Messgrößen computergestützt landwirtschaftliche und Verarbeitungs-Betriebe in ihrer ganzen Komplexität zu analysieren. Zu dieser Optimierung gehören neben ökologischen Wirkungen auch die sozialen Aspekte der bäuerlichen Familie und Arbeitskräfte, die gute Betriebsführung und die betriebswirtschaftliche Prosperität.»

Dies als Zusammenfassung aus der 51-seitigen Schrift «Wege zu mehr Bio in Europa und weltweit! Ein Diskussionsbeitrag zu Öko- oder Biolandbau 3.0 vorgelegt von Bio Austria, Bioland, Bio Suisse, Naturland und FiBL» (Februar 2015).[1]

[1] *Herunterladbar auf http://www.bioaktuell.ch/fileadmin/documents/ba/aktuell/Bio_DreiNull_DACH_ErsterEntwurf_2015.pdf*

«Bio 3.0» – was sagt das aus?

Dieser Diskussionsvorschlag, den führende Bio-Akteure auch im Namen ihrer Institutionen vorbringen, trägt eine grosse Geschichte in sich und ein Teil dieser Geschichte liegt schon in seinem Titel.

«Bio 3.0» wurde als Bezeichnung gewählt dafür, welche Art von «Bio» – als Kurzform für «Biolandbau» und für «Leben» – gemeint ist. Dies ist eine Anleihe, eine Metapher aus der Computerprogramm-Entwicklung, die dort kaum Interpretationsspielraum lässt: Hochzählen nach dem Komma («2.1») bedeutet «kleiner Fortschritt», hochzählen bei ganzen Zahlen bedeutet «grosser Fortschritt» oder gar «Entwicklungssprung» (zum Beispiel gegenüber den Biopionieren mit der Anfänger-Nummer «1.0»). Diese Sprechweise bezeichnet also eine Stufentheorie der Entwicklung, wie sie auch von Theoretikern des Historischen Materialismus (u. a. Marxismus) und des Kapitalismus vertreten wird – und die einem linearen Zeitmodell folgt, wie es Josef Estermann in dieser Nummer (S. 14 –16) beschreibt. Diese *eine* Bewertungsskala für allen Biolandbau ist brutal eindeutig.

Im übertragenen Gebrauch dieser Worte durch die Autoren bedeutet das: Wer einen grossen Fortschritt macht, lässt diejenigen hinter sich zurück, die einen kleinen Fortschritt machen: denn diese sind nun vergleichsweise ‹unterentwickelt› oder auf Nebenwegen zurückgeblieben. Dies entspricht einer Modernisierungstheorie, wonach zum Beispiel die ‹unterentwickelten Länder› langsamer auf dem im Grunde gleichen ‹Pfad› vorangehen wie die ‹höher› entwickelten Länder. Womit wir beim zu Grunde liegenden Prinzip sind: Es gebe keine Alternative zum immer wieder grossen Fortschritt, solange die Menschheit überleben will – und folgerichtig und im Grunde zwangsläufig müsse «3.0» auf «2.0» auf «1.0» folgen. **Mit dieser Metaphorik soll der Biolandbau unmissverständlich dem Fortschrittsmythos unserer Zeit folgen.** Das klingt sehr platt und entspricht den immer wiederkehrenden Trommelwirbeln und Hochämtern des Fortschrittsmachbarkeitsglaubens. **Wo bleibt da die so wesentliche Beziehungsfähigkeit zur Natur?** Und möglicherweise liegt in dieser Metaphorik sogar eine totalitäre Gefahr verborgen, nach dem Motto: «Entweder du machst mit oder du wirst irrelevant» (das ist jetzt die milde Variante). Auch das ist platt, aber bei aller scheinbar harmlosen Schlichtheit so gefährlich für menschliche Entwicklungschancen und die Natur, wie es der implizite Totalitarismus eines solchen Fortschrittsmachtanspruchs sein kann.

Die Autoren von «Bio 3.0» sind nette Männer, ausgezeichnete Wissenschaftler und geschickte Verbandsführer, und einzelnen unter ihnen bin ich freundschaftlich verbunden. Vielleicht fühlen sie sich durch diese Überlegungen angegriffen. Oder auch nur missverstanden, weil sie meinen, ich würde auf einen Popanz zielen und einen Teufel an die Wand malen, der da überhaupt nicht drinstecke. Oder **vielleicht wird die Kritik an dieser Zahlenmetaphorik sogar ein wenig geteilt, aber als eine notwendige Anpassung an den Mainstream angesehen, um diesen letztlich selber prägen zu können:** um die als nötig angesehene Transformation auf flächendeckenden Biolandbau befördern zu können. Oder …? Also doch lieber mitmachen und mitgestalten als «irrelevant» bleiben oder werden? Eine Problemlage ganz ähnlich der, wie sie auftritt, wenn es um Schweizer Autonomie versus Anpassung an supranationale Strukturen geht.

Schlumpfereien des Fortschritts im Comic.

Und welche Nummer führen Sie?

Mit der Stufe «3.0» wäre der Biolandbau endlich auch der **«Industrie 4.0»**[2] dichter auf den Fersen: «Industrie 4.0» wurde im April 2015 auf der riesigen Industriemesse in Hannover gross gefeiert als die neue Stufe der industriellen Revolution hin zur «intelligenten Fabrik». – Im Mai 2015 wurde das Entwicklungsprojekt **«Wasser 3.0»**[3] mit dem «GreenTec Award», Europas grösstem Umwelt- und Wirtschaftspreis, ausgezeichnet. Die Forscher hatten einen Katalysator entwickelt, der Medikamentenreste im Abwasser entschärft. – Ganz massiv seiner Zeit voraus mutet in diesem Zusammenhang der Buchtitel **«Gott 9.0»**[4] an, mit dem Untertitel «Wohin unsere Gesellschaft spirituell wachsen wird». – Ziemlich verschlafen wirkte dagegen ein führender Berater von Demeter, der mir 2014 in einem wissenschaftlichen Interview sagte: Für ihn sei der biologisch-dynamische Landbau die einzig sinnvolle und im Grunde zwangsläufige Fortentwicklung des Biolandbaus, «eben **Bio 2.0**». – Upgrades und Fortschritt, wohin man sieht.

Eine Frage: Tragen Sie im eigenen Geiste oder in den Augen der anderen auch so eine Nummer? ●

[2] *Siehe auch «Industrie_4.0» in der Wikipedia*
[3] *https://idw-online.de/de/news630514*
[4] *Marion Küstenmacher und Tilmann Haberer, 2014.*

Buchtipps: Über Marcel Hänggis «Fortschrittsgeschichten» (S. 8 –9) hinaus soll an dieser Stelle auf zwei Neuerscheinungen von 2014 aufmerksam gemacht werden: Erstens, erneut, auf *«Irrweg Bioökonomie. Kritik an einem totalitären Ansatz»* (Rezension von Thomas Gröbly in K+P 2/2014: S. 26): Hier zeigen die deutschen Ernährungsethiker Franz-Theo Gottwald und Anita Krätzer, warum unser Fortschrittsmythos unter Umständen so gefährlich für Freiheit, Demokratie und jedwede Achtung vor Leben und Geist werden kann. – Zweitens auf *«Dunkle Wolken über Europa. Unbewusste Hintergründe einer totalitären Gefahr.»* Hier zeigt der Schweizer Agrarsoziologe und Psychologe Theodor Abt anhand von Träumen aus der Anfangszeit des Dritten Reiches und aus der Schweiz vorwiegend der 1990er Jahre, wie das kollektive Unbewusste geschichtliche «Entwicklungen» antreibt und spiegelt; und wie sehr es darauf ankommt, ob wir solche Hintergründe rechtzeitig «sehen» oder eben nicht.

Beide Werke können gegen gefährliche Naivität auch in anderen Fällen helfen. Dabei sind ihre Autoren nicht einer der verbreiteten Verschwörungstheorien, einer Revolutionsideologie oder Ähnlichem verfallen. Sondern sie weisen auf andere starke Möglichkeiten hin, die ohne die von ihnen beschriebenen totalitären Gefahren auskommen.

Die kleinen Betriebe braucht es genauso

Die Kleinbauern-Vereinigung kämpft seit über dreissig Jahren politisch für eine vielfältige Landwirtschaft. Die Frage nach der Grösse in Hektaren gewinnt dabei wieder an Aktualität. Konsumentennahe, vielfältige und überschaubare Betriebe sind wirtschaftlich stabiler und bieten auch zukünftigen Generationen echte Perspektiven.

Barbara Küttel. Seit den 1990er Jahren ist vieles in der Landwirtschaftspolitik besser geworden. Die Schweizer Landwirtschaft wurde ökologischer und wirtschaftlicher. Zuvor belohnte der Staat eine Mengenproduktion, unabhängig davon, ob diese Lebensmittel gefragt waren und ohne Rücksicht auf die Umwelt. Solche absurden staatlichen Anreize wurden damals endlich aufgehoben. Die Kleinbauern-Vereinigung hatte mit ihren beiden in den 1980er und 1990er Jahren lancierten Volksinitiativen sowie mit hartnäckiger politischer Arbeit mitgeholfen, genügend Druck für diese dringend notwendigen Veränderungen aufzubauen. Im Gegensatz zur Umweltverschmutzung konnte der Trend bei der stetig abnehmenden Anzahl Bauernbetriebe nicht durchbrochen werden. Dieser wird von vielen gar als Fortschritt betrachtet.

Gute Verfassungsgrundlage

Mit dem seit 1996 gültigen Landwirtschaftsartikel 104 erhielt die Bundesverfassung ein sehr gutes Fundament für die weitere Entwicklung der Landwirtschaftspolitik. Darin ist unter anderem eine nachhaltige, auf den Markt ausgerichtete, aber auch bodenbewirtschaftende bäuerliche Landwirtschaft festgeschrieben. Fortschritte im Umweltbereich erfolgen seither regelmässig, aber zunehmend langsam. Gleichzeitig wird das sogenannte Bauernsterben durch die Landwirtschaftspolitik aktiv forciert. Die Kleinbauern-Vereinigung hat sich stets gegen einen staatlich verordneten Wachstumsdruck gewehrt. Oftmals standen wir mit diesem Anliegen alleine da.

Neben diesem Kernthema erreichte die Kleinbauern-Vereinigung mit erfolgreichen Kampagnen und Abstimmungen rund um die Gentechnik in der Landwirtschaft vor der Jahrtausendwende und in den folgenden Jahren sehr grosse Teile der Bevölkerung. Dank guten Allianzen und vor allem dem Einbezug der Konsumentinnen und Konsumenten konnte mit der Verankerung eines Gentech-Moratoriums ein wichtiger Marschhalt in dieser Thematik erreicht werden.

Grössenfrage wird immer wichtiger

In den letzten zehn Jahren ist fast jeder fünfte Betrieb verschwunden. In der politischen Diskussion hatte dies kaum Gewicht. Die Themen Ökologie, Ökonomie und Qualität stehen im Vordergrund. Das vorherrschende und unserem Wirtschaftssystem entsprechende Credo «wachsen oder weichen» hält sich bis heute hartnäckig in den Köpfen. Die ökologischen Ziele wurden quasi daran geknüpft und soziale Themen wie die langfristige Existenz der Betriebe grösstenteils vernachlässigt.

Die Grössendiskussion hat in den letzten Jahren aber neu an Aktualität gewonnen. Mehr noch als in der Schweiz ist das auf der internationalen Ebene der Fall: dank der Veröffentlichung des Weltagrarberichts 2008 und des Berichts der UNCTAD, der Handels- und Entwicklungsorganisation der Vereinten Nationen, welche die Stossrichtung des Weltagrarberichts im Jahr 2013 bekräftigte. Besonders brisant in den Berichten ist die Empfehlung an die Adresse der westlichen Länder, sich endlich von der industrialisierten, grossflächigen und ressourcenintensiven Landwirtschaft abzukehren. Bis dahin sahen viele europäische Staaten und auch zahlreiche Entscheidungsträger der Schweiz eine kleinräumige, lokale Landwirtschaft als Rezept für die Länder des Südens, nicht aber für die eigene Landwirtschaft.

«Anlaufstelle ausserfamiliäre Hofübergabe»

Im Jahr 2014 lancierte die Kleinbauern-Vereinigung eine Anlaufstelle für die ausserfamiliäre Hofübergabe. Ihr Ziel ist es, Hofsuchende und Hofbesitzende ohne Nachfolge zusammen zu bringen. Das Echo ist gross, eine Hofübergabe ausserhalb der Familie aber eine herausfordernde und zeitintensive Angelegenheit. Neben dem Finanziellen muss es auch zwischenmenschlich gut funktionieren. Zudem braucht es eine geregelte Altersvorsorge der Hofübergebenden. Die Kleinbauern-Vereinigung hilft beim ersten Schritt und vermittelt danach an geeignete Beraterinnen und Berater.

Die Erfahrungen nach einem Jahr zeigen, dass in der Schweiz kein eigentliches Nachwuchsproblem vorhanden ist. Für junge Bäuerinnen und Bauern ohne Hof ist ein Einstieg in die Landwirtschaft jedoch sehr schwierig bis unmöglich. Kleine und mittlere Höfe werden heute oft aufgeteilt, um die bestehenden Nachbarbetriebe zu vergrössern. Die Gebäude werden dabei zur privaten Nutzung abparzelliert. Damit kann am meisten Geld verdient werden. Dabei sind es vor allem die kleineren Betriebe, die für Junglandwirte eine einigermassen erschwingliche Zukunftsperspektive in der Landwirtschaft bieten würden.

Projekt «Förderung der kleinen und mittleren Bauern»

Im letzten Februar präsentierte die Kleinbauern-Vereinigung ihren Vorschlag dazu, wie die Versorgungssicherheitsbeiträge begrenzt und anders verteilt werden sollten. Diese Beiträge sind mit ca. 1 Milliarde der grösste Direktzahlungsposten. Die Kleinbauern-Vereinigung fordert, dass die Versorgungssicherheitsbeiträge neu abgestuft und maximal bis zur 30. Hektare ausbezahlt werden. Zwei Drittel aller Bauernbetriebe (kleine und mittlere) würden von dieser Änderung profitieren. Die heute sehr flächenbezogenen Direktzahlungen könnten so fairer verteilt und Auswüchse, aufgrund der seit 2014 zum grossen Teil abgeschafften Direktzahlungsobergrenzen, verhindert werden.

Weitere Informationen: www.kleinbauern.ch

Gemäss Statuten muss eine Mehrheit der Vorstandsmitglieder in der Landwirtschaft tätig sein. Die weiteren Mitglieder vertreten die KonsumentInnen.

Foto: Kleinbauern-Vereinigung

Zahlreiche Schweizer Politiker, Umwelt- und Landwirtschaftsbehörden ignorieren diese Erkenntnisse weitgehend. Weder Milchproduktionsüberschüsse noch vergleichsweise sehr hohe Ressourcen- und Energieinputs der hiesigen Landwirtschaft hindern sie daran, die Wachstumslogik in der Landwirtschaft zu hinterfragen.

Proaktiv Perspektiven schaffen

Auf die aktuellen agrarpolitischen Themen kann eine kleine Organisation wie die Kleinbauern-Vereinigung oft nur reagieren. Inzwischen arbeiten wir stärker an ganz konkreten Projekten. Proaktiv wollen wir die kleinen und mittleren Betriebe fördern und das Thema in der Politik und breiten Öffentlichkeit aufs Tapet bringen. Die Probleme der heutigen Landwirtschaft zeigen, dass die Wachstumsidee keine erfolgreiche Perspektive bietet. Noch mehr und noch billigere Milch zu produzieren reicht nicht, um mit den internationalen, stetig sinkenden Preisen mitzuhalten. Noch mehr Effizienz ohne Rücksicht auf Luft, Wasser, Boden und Mensch verringert die Bereitschaft der Konsumentinnen und Konsumenten, die Landwirtschaft solidarisch über die Direktzahlungen zu unterstützen. Neue Modelle sind nötig. Das können beispielsweise vertragslandwirtschaftliche Arbeitsweisen sein. Auch bewährte Strategien wie die Direktvermarktung sowie eine kleinstrukturierte, regionale Zusammenarbeit müssen mehr Gewicht erhalten. Kleinere, vielfältige Betriebe haben diese Möglichkeiten und Perspektiven! Politik und Behörden anerkennen das heute leider kaum. Immerhin: Die kleinen und mittleren Betriebe haben grosse Sympathien in der Bevölkerung. Diese Unterstützung ist für die Schweizer Landwirtschaft weiterhin ein Privileg und eine echte Chance.

Welche Landwirtschaft wollen wir?

Mit den Projekten zur «Förderung kleiner und mittlerer Bauernbetriebe» und der «Anlaufstelle für ausserfamiliäre Hofübergabe» (siehe Box) trägt die Kleinbauern-Vereinigung konkret dazu bei, dass die Schweizer Landwirtschaft auch in Zukunft vielfältig bleibt. Zudem wollen wir den Leuten mehr ins Bewusstsein rufen, dass immer grössere und oft sehr stark spezialisierte Betriebe sehr grosse wirtschaftliche Risiken eingehen. Diese Betriebe naturnah und wirklich nachhaltig zu betreiben, ist eine grosse Herausforderung. In der Realität ist eine grossflächige Landwirtschaft oftmals einzig aufgrund grosser Mengen importierter Energie – von Treibstoff bis Kraftfutter – und mit Kompromissen beispielsweise beim Tierwohl (Betonauslauf anstatt Weidegang) möglich. In den bäuerlichen Medien wird oft die Forderung gestellt, die Werbung endlich der landwirtschaftlichen Realität anzupassen. Teilweise mag das stimmen. Müsste man die Landwirtschaft aber nicht auch in vielen Bereichen wieder der Werbung anpassen? Kleinere Betriebe sind nicht per se besser, sie bieten aber viele Vorteile, welche heute ignoriert und teilweise noch zu wenig genutzt werden. Es wäre falsch, wenn noch mehr kleinere Betriebe mit dem Anreiz und Segen von Verwaltung und Politik verschwinden. Die Kleinbauern-Vereinigung wird sich weiterhin dafür einsetzen – pragmatisch, konstruktiv und mit der Vision einer vielfältigen, sozialen und ökologischen Landwirtschaft. ●

Die Kleinbauern-Vereinigung und das Bioforum

Die Kleinbauern-Vereinigung versteht sich traditionell als Bauern- und Konsumenten-Organisation. Zusätzlich zu den bäuerlichen Mitgliedern ist ein grosser Teil der Mitglieder, Spenderinnen und Sympathisanten nicht in der Landwirtschaft tätig. Die Kleinbauern-Vereinigung verschickt viermal jährlich das Magazin Ökologo mit einer aktuellen Auflage von 20 000 Stück.

Vor fünf Jahren diskutierten die Vorstände des Bioforums und der Kleinbauern-Vereinigung über eine intensivere Zusammenarbeit. Leider sind diese Gespräche schnell versandet, obwohl die beiden Organisationen sehr ähnliche Ziele und Anliegen verfolgen. Sie setzen ihre Schwerpunkte jedoch anders: Die Kleinbauern-Vereinigung arbeitet politisch, das Bioforum konzentriert sich vor allem auf den gesellschaftlichen Diskurs. Für eine zukunftsfähige Landwirtschaft sind beide Vorgehensweisen wichtig. Vielleicht gibt es in naher Zukunft einen weiteren Anlauf, enger zusammenzuarbeiten – bestimmt wäre das für beide Organisationen eine Bereicherung (Barbara Küttel).

Rückwärts in die Zukunft

Das andine «Gute Leben» und unsere Wohlstandsfalle

Josef Estermann.[1] Schon längst ist eigentlich erwiesen: Das weltweit noch immer vorherrschende kapitalistische Modell unbegrenzten Wachstums und die manische Anhäufung von Konsumgütern und Kapital sind nicht nachhaltig. Sie führen uns an den Rand der globalen Katastrophe. Unbeschränktes Wachstum ist in einer begrenzten Welt nicht möglich, die Kapazität des Ökosystems Erde ist längst an ihre Grenzen gekommen. Inzwischen nimmt aber im «reichen» Norden auch das individuelle Unbehagen an unserer Leistungsgesellschaft und dem Wachstumszwang zu. Viele sind nicht mehr gewillt, in diesem Hamsterrad weiter zu trampeln, andere werden krank oder nehmen sich angesichts der Unmöglichkeit, den Anforderungen dieser Achterbahn zu genügen, gar das Leben. **Die Symptome der Krankheit sind bekannt, und auch bei der Ursachenforschung herrscht erstaunliche Einigkeit,** zumindest in Zeiten akuter Krisen wie etwa 2008. Und doch wird das Dogma des Wirtschaftswachstums und eines dauernd wachsenden Wohlstands von den herrschenden Eliten nicht in Frage gestellt.

Vom wirtschaftlichen Liberalismus zum Fatalismus

Die europäische Aufklärung ist mit dem Anspruch aufgetreten, den Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit zu befreien und das Joch fremder Beherrschung (Aristokratie, Monarchie) und die Abhängigkeit von den Naturkräften ein für alle Mal abzuschütteln. Als Heilmittel gegen diese vormodernen «Abhängigkeiten» galten der Mut zum Gebrauch der eigenen Vernunft, aber auch eine wirtschaftliche und politische Ordnung, die der Eigeninitiative des Individuums möglichst viel Spielraum bietet. Demokratische Entscheidungsfindung und wirtschaftlicher Liberalismus sollten gemeinsam ins gelobte Land der «Freiheit» und Emanzipation des Menschen von fremder Herrschaft führen. **Dazu gehörte zweifellos auch die Befreiung vom «Joch der Natur», die man zwingen sollte, ihre Geheimnisse preiszugeben.** Industrialisierung und Technologie sollten zu den Zauberworten

Josef Estermann lebte lange Zeit in den Anden. Foto: Marcel Kaufmann/Comundo

von Fortschritt und Wohlstand werden. Dieser Zukunftsoptimismus – es wird immer besser und angenehmer – aber hat sich inzwischen als Bumerang erwiesen, auch wenn sich noch viele Gesellschaften oder zumindest Teile davon in den «Wohlstandsblasen» recht gemütlich daheim fühlen. Trotz den gebetsmühlenartigen Bekenntnissen zum Freien Markt ist es schon lange kein Geheimnis mehr, dass dieser weder «frei» ist, noch für die Mehrheit der Menschen auf der Erde zum erhofften Paradies führen wird. **Der anfänglich revolutionäre Liberalismus ist inzwischen zu einer reaktionären Wirtschaftsdiktatur geworden:** ***There is no alternative*** (Margaret Thatcher) – Es gibt keine Alternative!

Moderne und Natur

Die europäische Moderne hat sich zum Ziel gesetzt, die Natur zu «humanisieren» und sie ganz im Sinne unserer Interessen umzugestalten, also zu «kultivieren». Allerdings geschah dies aufgrund von zwei Voraussetzungen, die sich inzwischen als fatal herausgestellt haben: Der Mensch selber wird nicht als Teil der Natur betrachtet, und die Natur ist ein geistloses und damit frei manipulierbares Objekt. Beide haben zu einer Entkoppelung von Mensch und Natur, von Geist und Materie, von Körper und Seele, oder moderner gesprochen: von organischen und technologischen Prozessen geführt. Die in der europäischen Moderne vorherrschende Rationalität ist jene von Mittel und Zweck, Instrument und Ziel, Subjekt und Objekt, Effizienz und Nutzen. Die Natur (und damit die so genannten «Ressourcen») wurde zum blossen Mittel der menschlichen Bedürfnisbefriedigung. Damit erfolgte einerseits eine **«Entnaturalisierung» des Menschen:** Seine Welt wurde immer künstlicher und entkoppelte sich zusehends von natürlichen Zyklen und Begrenzungen. Andererseits wurde die Natur immer «künstlicher»: Ihre Bestandteile oder «Rohstoffe» wurden in Konsumgüter, gesellschaftliche Infrastruktur und Technologiekomplexe umgewandelt. Die Folgen sind sattsam bekannt: ökologische Krise; industrielle Landwirtschaft; Raubbau an den Lebensgrundlagen; neue Zivilisationskrankheiten; weltweite Ungleichheit und Armut.

Schneller, grösser, gieriger, höher …

Das vorherrschende abendländische Zeitverständnis geht von der Vorstellung aus, dass die Menschheit sich von einer Urzeit über viele Wandlungsphasen auf eine goldene Zukunft zubewegt, die je nachdem von unterschiedlichen Vorstellungen besetzt worden ist: **Reich Gottes, klassenlose Gesellschaft,** ***American Dream,*** **Wohlstandsgesellschaft, Konsumparadies.** Heute sind progressive und emanzipatorische Utopien verschwunden und die Zukunft wird ausschliesslich als (unbegrenzte) Extrapolation unseres gegenwärtigen Lebensstandards betrachtet. Damit weiterhin «Wachstum» möglich ist, geht es darum, vom selben mehr und schneller, grösser und gieriger zu produzieren und zu konsumieren.

Dabei ist das diesem Wachstumswahn zugrundeliegende Zeitmodell keineswegs für alle Kulturen und Gesellschaften bestimmend. Viele Menschen leben in relativ intakten **Zyklen**, die sich wiederholen, und auch eine noch so umfassend mechanisierte Landwirtschaft kann

[1] *Josef Estermann ist Philosoph und Theologe. Er kennt Lateinamerika und besonders die Andenwelt aus über 17 Jahren Tätigkeit in Peru und Bolivien. Seit Ende 2012 ist er der Bildungsleiter des Romero-Hauses in Luzern. Er ist verheiratet und Vater von drei erwachsenen Kindern.*

Landschaft im Andenhochland Boliviens.

Foto: Rafael Estermann Jansen

Vivir Bien, Suma Qamaña, Gut leben – Das Beispiel Bolivien

In der neuen Staatsverfassung Boliviens, die am 8. Februar 2009 in Kraft getreten ist, kommt neunmal der Begriff des *Vivir Bien*, des «Gut leben» vor. Schon in der Präambel wird der Suche nach dem *Vivir Bien* Vorrang eingeräumt vor Respekt und Gleichheit und den Prinzipien von Souveränität, Würde, Solidarität, Harmonie und Gerechtigkeit (*equidad*) in der Verteilung und Umverteilung des Sozialprodukts. «Gut leben» ist dabei vor allem wirtschaftlich ausgerichtet und versteht sich als Gegenposition zu kapitalistischen Systemen. Auf dieser Linie hat der Präsident Evo Morales im April 2008 bei der Eröffnung des VII. Indigenen Forums der Vereinten Nationen «10 Gebote für Rettung des Planeten» vorgestellt, die mit den Worten enden: «Wir wollen, dass alle gut leben können, was nicht heisst: besser leben auf Kosten der anderen. Wir müssen einen gemeinschaftlichen Sozialismus aufbauen in Harmonie mit der Mutter Erde.»
Allerdings präsentierte der bolivianische Aussenminister und indigene Chefideologe der Regierungspartei MAS (*Movimiento al Socialismo* – Bewegung zum Sozialismus), David Choquehuanca, in seinen 25 Postulaten zum Verständnis von *Vivir Bien* von 2010 ein anderes Verständnis. Er kritisierte darin nicht nur den Kapitalismus, sondern auch den Sozialismus: «Das Wichtigste ist nicht das menschliche Wesen (wie es der Sozialismus postuliert), und auch nicht das Geld (wie es der Kapitalismus postuliert), sondern das Leben.» Demgegenüber formulierte das Planungsministerium im Mai 2010 als Kernelemente von *Vivir Bien* u. a.: Eine Volkswirtschaft, die ausgerichtet ist auf die Befriedigung der Grundbedürfnisse und die Beschaffung der lebensnotwendigen Mittel, und: Eine volkswirtschaftliche Steuerung, geleitet durch eine Ethik des Schutzes von Leben und Personen. Mit dem *Vivir Bien* sucht die Regierung auch den Konsens unter allen Mitgliedern der Gemeinschaft und will damit die Nachteile der Demokratie überwinden. Sie versucht sich dabei das andine Regierungsverständnis nutzbar zu machen, das sich auf rotative Autoritäten und Sozialkontrolle durch die Gemeinschaft stützt.
Der schillernde Begriff von *Vivir Bien* zeigt sich also in recht unterschiedlichen politischen Ausrichtungen (Josef Estermann).

sich den Jahreszyklen von Aussaat und Ernte, Wachsen und Verwelken nicht entziehen. Das «unbegrenzte Wachstum» gibt es nur in pathologischer Form: als Krebsgeschwür mit Todesfolgen. Aber auch als Individuen sind wir in Lebenszyklen eingebunden und werden trotz der Errungenschaften von Medizin und Technik mit unserer eigenen Endlichkeit konfrontiert. Unsere «Träume» von einem «guten Leben» gehen weit über das hinaus, was uns Werbung und der irrationale Wachstumswahn glauben machen wollen.

Das andine *Buen Vivir*

In einer Situation von Krisen, die sich wie Kettenglieder aneinanderreihen (ökologische, politische, spirituelle, wirtschaftliche, kulturelle, wertmässige Krisen), erstaunt es nicht, **dass wir nach Alternativen Ausschau halten** und solche in Zivilisationen zu entdecken meinen, die jenseits der Sackgasse verortet sind, in der wir uns befinden. Ein solches Modell, das in letzter Zeit auch in Europa immer mehr diskutiert wird, scheint das andine *Buen Vivir* (in Bolivien: *Vivir Bien*) oder «Gute Leben» zu sein. Dieses aus den indigenen Kulturen der Quechuas und Aymaras des Andenhochlandes Südamerikas stammende Konzept einer friedlichen und sich gegenseitig ergänzenden Koexistenz zwischen Mensch und Natur ist allerdings nicht wirklich zu verstehen, ohne

die ihm zugrundeliegende Weltanschauung miteinzubeziehen.

Diese geht grundsätzlich davon aus, dass die Beziehung – und nicht etwa die abgesonderten Individuen und Dinge – die Grundlage allen Seins und des Lebens insgesamt ist. **Ohne Beziehung gibt es kein Leben; die organische Verbundenheit aller Lebewesen** (und dazu gehören im andinen Verständnis auch die Flüsse, Äcker, Berge, Mineralien usw.) miteinander ist die Voraussetzung dafür, dass Leben entsteht, sich erhält und sich reproduziert. Und sie ist zugleich Bedingung für die Ich-Werdung des Menschen, und nicht etwa umgekehrt. «Alles ist mit allem verbunden» – diese holistische Auffassung bestimmt auch das *Buen Vivir*, das von einem individuellen Konsum- und Wohlstandsideal denkbar weit entfernt ist. **Es geht nicht um ein «besseres Leben»,** denn in einer endlichen Welt bedeutet dies zwangsläufig, dass es anderen (Menschen, der Natur) «schlechter» geht. Es geht vielmehr darum, dass alle Wesen ausreichende Mittel zur Verfügung haben, ihre Existenz zu sichern, ohne dabei andere Wesen daran zu hindern. Das postmoderne «gute Leben» der Multimilliardäre ist vor diesem Hintergrund das absolute Gegenteil des andinen *Buen Vivir*, weil ersteres weder nachhaltig noch mit dem Leben aller Wesen auf diesem Planeten verträglich ist.

Rückwärts in die Zukunft

Vor diesem Hintergrund mag es auch nicht erstaunen, dass das andine Zeitverständnis nicht ein solches des linearen Fortschreitens in eine glorreiche Zukunft ist, sondern ein auf den grundlegenden Zyklen von Himmelskörpern, Wetter, Klima und Leben gründendes Muster, das eher einer Spirale gleicht. Das Leben entwickelt sich in Zyklen, bei denen die «Höhepunkte» oft hinter uns liegen und nicht etwa in einer unbekannten Zukunft. Deshalb lässt sich die andine Zeitauffassung in einem Bild erklären, wie es von den Schamanen und Heilern immer wieder dargelegt wird: Wir gehen, mit unserem Blick auf die Vergangenheit gerichtet, rückwärts in die Zukunft. **Die Vergangenheit bietet uns Orientierung und ist der Ort der Ahnen, die uns leiten; die Zukunft ist unbekannt, sodass es unsinnig ist, uns auf sie zu fixieren.**

Das andine *Buen Vivir*, das uns auf den ersten Blick exotisch und idealistisch anmutet, findet auch in unserer Lebenswelt Entsprechungen. Von Pepe Mujica, dem früheren Präsidenten Uruguays, soll der Satz stammen: «Arm sind nicht diejenigen, die nichts haben, sondern jene, die nie genug haben.» Das Thema der Suffizienz, also die Frage, was wir denn eigentlich zu einem «Guten Leben» brauchen, treibt auch hierzulande immer mehr Menschen um. Und auch die Suche nach den verloren oder vergessen gegangenen Zyklen in Natur und Menschenleben zeugt davon, dass viele sich nicht mehr mit dem Versprechen eines grenzenlosen Wachstums abspeisen lassen.

Biologische Landwirtschaft, ökologische Spiritualität, Wachstumsrücknahme (*Décroissance*), solidarisches Wirtschaften sind nur ein paar Beispiele dafür, wie das andine *Buen Vivir* in unserem Kontext umzusetzen wäre. Dabei wird es sicher nicht ohne die Rehabilitierung von Werten gehen, die die europäische Neuzeit in arroganter Art und Weise über Bord geworfen hat: Selbstgenügsamkeit, Verzicht, Übereinstimmung mit natürlichen Prozessen, Wiederverwertung, Teilen und Umverteilen. Und dies geschieht zwar individuell, hat aber politische Konsequenzen.

In dieser Auffassung ist die Natur unsere lebendige Mutter und ein lebendiger Organismus im Gleichgewicht, und sicher kein Objekt, kein Produktionsmittel und keine Maschine. ●

Wachstum versus *Buen Vivir*: eine Gegenüberstellung

Kapitalistische Entwicklung	Das indigene «Gute Leben»
Das wirtschaftliche und finanzielle Wachstum ist unbegrenzt.	Ein unbegrenztes Wachstum ist nur als Krebsgeschwür möglich.
Das «gute Leben» ist nur möglich mittels des «besseren Lebens».	Wir sind gleich, aber zugleich verschieden; das «bessere Leben» geht auf Kosten anderer.
Der menschliche Egoismus ist die Triebfeder des wirtschaftlichen Wachstums.	Die gegenseitige Hilfe (ayni) ist der Motor des «Guten Lebens».
Die Konkurrenz unter den menschlichen Subjekten ist die Grundlage für den Reichtum.	Solidarität und Komplementarität bringen Lebensqualität hervor.
Die persönlichen Laster (Gier, Egoismus, Eifersucht usw.) werden zu öffentlichen Tugenden erklärt.	Der andine Moralkodex hat sowohl im Persönlichen als auch Öffentlichen Gültigkeit: ama suwa, ama llulla, ama qella! («Sei kein Dieb, sei kein Lügner, sei nicht faul!»)
Der Freie Markt (Angebot und Nachfrage) trage zur sozialen Gerechtigkeit bei.	Der Freie Markt fördert die Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten.
Die Natur ist Objekt und Produktionsmittel.	Die Natur ist unsere lebendige Mutter.
Alles ist quantifizierbar.	Die Qualität hat Vorrang vor der Quantität.
Die Natur ist eine Maschine.	Die Natur ist Pacha, geordneter Organismus im Gleichgewicht.
Das Leben kann auf das Mechanische zurückgeführt werden und beschränkt sich auf das Biologische.	Das Leben ist ein Merkmal all dessen, was existiert.
Die natürlichen Ressourcen sind Produktionsmittel.	Die natürlichen Ressourcen sind Lebensgrundlage.
Das Geld schafft Reichtum («produziert»).	Nur die Natur produziert.
Das Wachstum und der Konsum tragen zum Glück bei.	Das «Gute Leben» ist Ausdruck des Glücks.

Ich arbeite, du arbeitest, er arbeitet, wir arbeiten…

Vorbemerkung

Jakob Weiss. In den letzten Nummern berichteten unsere städtisch lebenden Ortoloco-Freundinnen und -Freunde über das Verhältnis von bezahlter und unbezahlter Arbeit, oder anders gesagt, über ihre ungewöhnliche Lebensauffassung in Zeiten «neoliberaler Ökonomie». Diese Texte stehen in guter K+P-Tradition, immer wieder, und aus verschiedenen Blick- und Tätigkeitswinkeln heraus, will das Bioforum nicht nur der guten landwirtschaftlichen Praxis treu bleiben, sondern auch für die ganze Gesellschaft nach «Wegen aus der Wohlstandsfalle»[1] suchen.

Im letzten Sommer habe ich mir ebenfalls einige Gedanken über die Bedeutung der Arbeit für ein befriedigendes Leben aufgeschrieben. Sie kommen mir jetzt, nach den konkreten und funktionalen Beschreibungen über die Ortoloco-Gemeinschaft, idealisierend vor. Mein Text ist nicht falsch, aber ich fühle mich gezwungen, etwas Ausgespartes nachzuliefern. Wenn nämlich die Genossenschaft (das Kollektiv) ihre Rechnung offen legt, um zu belegen, dass sie anders existieren kann als man für möglich hält, dann müsste eigentlich auch ich (das Individuum) Einblick geben in die finanziellen Verhältnisse meines Arbeitslebens, das mich zu den beschriebenen Idealen führte. **Doch über das eigene «Geld» redet man nicht öffentlich,** es ist peinlich, zudem werden wir allzu häufig mit Selbstentblössungsgeschichten aller Art konfrontiert, die besser privat geblieben wären.
Ich packe die Herausforderung trotzdem, um für den zentralen Themenkreis Arbeit – Leben – Zufriedenheit – Weltverträglichkeit ein Beispiel zu liefern, das Widerspruch oder Zustimmung zugunsten einer grösseren Diskussion hervorrufen soll. Also: zuerst das schon länger verfasste Ideal, dann einige reale Anmerkungen dazu.

Das Ideal von Arbeit und das Glück

Was machen Sie am liebsten? Am allerliebsten, im ganzen Leben. Welche Beschäftigung gibt Ihnen das höchste aller Gefühle? Überspringen Sie, was einem heute dazu zuerst in den Sinn kommen sollte, aber denken Sie beim Wort Beschäftigung an jedes Tun oder Lassen. Neben Arbeiten im landläufigen Sinn also auch an das Faulenzen, Schlafen, Spielen, Träumen… – oder an das Beten, für wen die Losung der Benediktiner «ora et labora» keinen Befehlston hat.

Die Frage ist eindimensional angelegt, wie jene nach dem einzigen Buch, das man mit auf die Insel nehmen würde: nicht wirklich beantwortbar. Sie soll aber auch nur zum Hindenken anregen. **Wann bin ich mit der Welt im Reinen,** tief befriedigt von meinem Dasein? Nachts im Bett vor dem Einschlafen, am Sonntag mit der Markensammlung vor mir, beim Malen im Atelier, beim dritten Glas Whiskey am späteren Vormittag, hoch über den Wolken im Flugzeug, beim Kaufen neuer Kleider, unterwegs auf dem Gipfelgrat – oder beim Melken, Bäume schneiden, gar Ladewagen putzen, Boden wischen, Setzlinge stecken, Konfitüre einkochen, Lismen?

Gerne erinnern wir uns an schöne Momente im Leben. Der Sonnenuntergang an der Küste war grossartig. Das Osterkonzert in der Kirche tief ergreifend. Das Treffen mit Freunden unvergesslich gut gelungen. Das Stillen des Durstes nach einem heissen und strengen Tag reinste Wohltat. Solche Augenblicke sind oft «passiver» Natur und ereignen sich aus dem guten Moment heraus. Man findet sie «etwas vom Schönsten», aber **man wird sie kaum als das bezeichnen, was man am liebsten *macht*.** Als vorübergehendes Tüpfelchen auf das I lassen wir sie gelten, doch die dichte Substanz des guten und schönen I ist anders beschaffen.

Wenn ich danach suche, was ich am liebsten mache, komme ich gewissermassen auf einen Spezialfall dessen, was wir «arbeiten» nennen. Ich stecke in einer sinnvollen und vielleicht auch schwierigen Arbeit, die mir gut zu gelingen scheint. **Eine Arbeit, die nur gerade ich, mit meinen Händen und dem ganzen Körper machen kann, weil sie hier und jetzt gemacht werden muss.** Sie absorbiert mich ganz und lässt den Rest der Welt verschwinden. Und wenn diese Arbeit ihr Ende gefunden hat, kommt die Welt zurück und ist, zutiefst subjektiv empfunden, ein klein bisschen besser geworden. Mit diesem Gefühl bin ich glücklich. Dieses Gute passiert unverhofft, nah am sogenannten Alltag, nicht in der Ferne auf einer «Trauminsel». Und am Schreibtisch, nur mit dem Kopf arbeitend, kann ich das Glück bestenfalls durch einen Schleier sehen. – Nach diesem Bekenntnis meinerseits nun nochmals die Frage: Wo steckt *Ihr* Glück?

Glückliche Momente sind nicht erzwingbar, aber man kann versuchen, sein Leben so aus- und einzurichten, dass sie es leichter haben aufzutauchen. Dabei stellt sich mir jedoch regelmässig eine Schwierigkeit in die Quere. Im Augenblick, wo ich die gute, erfüllende Arbeit zu spüren beginne, verlässt mich jedes Bedürfnis, an Geld zu denken oder gar Geld dafür zu erwarten und zu verlangen. **Je lieber ich arbeite, umso mehr will ich dafür *nicht* bezahlt werden. Bin ich komisch veranlagt oder kennen Sie diesen Impuls auch?** Kommt es womöglich darauf an, ob man «angestellt» ist oder sogenannt «selbstständig erwerbend» durchs Leben geht? Wenn ich aber an meine unselbständigen Tätigkeiten zurückdenke, als Aushilfsbriefträger, Behindertenbetreuer, Gartenaufräumer, Gemeinderat, Zügelmann, so habe ich bei gut gelungener Arbeit auch nie das Bedürfnis gespürt, mehr Lohn zu verlangen. Eher hat man für schwache Leistungen etwas Zeit nachgelegt. Damit will ich nicht meine Arbeitsmoral schönreden, es geht hier nur um das Gefühl, was «gute Arbeit» in einem bewirkt. Und dass, in meinem Fall, bezahlte Arbeit nicht näher ans Glück zu führen scheint als unbezahlte.

In unserer wohlhabenden Gesellschaft kommt man unweigerlich auch ins Wundern, **warum das gute Wort Arbeit dermassen negativ besetzt ist**: Alle müssen sich von der Arbeit möglichst oft erholen! Weil sonst die «work-life-balance» ins Kippen käme. Ferien und die sogenannte Freizeit gelten als das gute Leben, in ihnen entflieht man der täglichen Arbeit und meist auch dem so genannten Lebensmittelpunkt. Die halbe Schweiz ist «Naherholungsgebiet», die Welt ein Erlebnispark. Erstaunlich auch, dass man mit irrwitzigen Salären «gute

[1] *So der Titel eines als NAWU-Report bekannt gewordenen Buches aus dem Jahr 1978 mit namhafter Autorenschaft: Wege aus der Wohlstandsfalle, von Hans Christoph Binswanger, Werner Geissberger und Theo Ginsburg.*

Arbeitskräfte» anziehen und binden will, weil sie sonst anderswo ihre Arbeit verrichten – und billigere Leute offenbar keine genügend gute Arbeit leisten. Könnte es sein, dass überrissene Löhne nichts anderes als eine Abgeltung sind, weil die dafür geleistete Arbeit im Grunde wenig sinnstiftend, ohne Bezug zu meinem eigenen Leben, ohne Bezug für das Essentielle im Leben, ohne Nutzen für die menschlich drängendsten Aufgaben ist? Oder umgekehrt geschaut, **bekommen Toilettenputzende oder Altenpflegende** (mit nicht der Norm entsprechender Ausbildung) **oder landwirtschaftliche Hilfskräfte deshalb einen tiefen Lohn, weil sie so offensichtlich Nötiges und Sinnvolles leisten?** Und warum eigentlich wird jeder so sehr gelobt, der «Arbeitsplätze» zu schaffen verspricht, selbst wenn die Arbeit aus dumpfem Einpacken am Fliessband oder endloser Zahlenschieberei am Bildschirm besteht?

Ich frage nur. Jeder und jede muss sich über die eigene Arbeit – und der Fluchten daraus – selber Rechenschaft ablegen. Mir scheint aber offensichtlich zu sein, dass in einer Landwirtschaft, die sich die Wörter «nachhaltig» und «Kreislauf» und «Lebensqualität» wieder verdienen möchte, ganz zuvorderst diese Geld- oder Bezahlungsgeschichte neu gestaltet werden muss. **Nur tun dürfen, was sich finanziell rentiert, ist der Tod jeder sinnstiftenden Landwirtschaft.** Da darf man nicht einmal das Bauernsterben beklagen. Als Bauer oder Bäuerin jedoch vorbehaltlos gerne machen, was man tut, das ist ein beglückendes Ziel. Nicht ideale Umstände und unbefriedigende Momente werden auf diesem sinn- statt gewinnsuchenden (Arbeits-)Weg verkraftet. An dieser Stelle komme ich nochmals auf die Mangelhaftigkeit der eingangs gestellten Frage nach der «liebsten Beschäftigung» zurück: Das Glück taucht bei mir schon auch in anderen Zusammenhängen noch auf. Doch den Charakterzug kindlich gefärbter Oberflächlichkeit kann es dort oder da nie ganz ablegen, und so schön der glückliche Moment sein kann, emotional tiefer greifende Gefühle sind mir die wertvollere Lebensbasis. Glück halte ich für einen gemeinhin überschätzten Zustand und bin ganz zufrieden, wenn er mich nicht täglich heimsucht. Womit wir uns wieder diesem «Täglichen» zuwenden können: der langfristig sinnvollen und befriedigenden Arbeit. Im bäuerlichen Tageslauf und betrieblichen Umfeld verlangt die Erhaltung einer ökologisch und sozial andauernden Qualität vor allem nach zwei Veränderungen: weg vom (nicht erneuerbaren) Erdöl und **weg von der (Stress verursachenden) Abhängigkeit von einem höheren Einkommen, als es aufgrund der natürlichen Voraussetzungen erwirtschaftbar ist.** Keine Kleinigkeit!

Schritte sind möglich. Nicht selten führen sie über Verzicht, der ein simples Weglassen oder Wenigermachen meint, zur besseren Situation. Zum Beispiel zeigten die Artikel von Tex Tschurtschenthaler, Anita Weiss und Lea Egloff ein anderes als das heute massgebende ökonomische Denken und Handeln auf (K+P 3/14 und 1/15). Auch der Bericht von Alfons Bachmann mutete hoffentlich nicht einfach «exotisch» an (ebenfalls K+P 3/14). Auf allen schweizerischen Bauernhöfen steht in die darin zum Ausdruck kommende Stossrichtung gedankliche und körperliche Knochenarbeit an – aber Arbeit kann sehr befriedigend sein! Und dann zieht es gegen jede Strukturbereinigungspolitik wieder mehr Menschen in den «primären Sektor»!

Hier ist das Glück ganz nah, es hat nur grad etwas Rückenweh. Foto: Brigitte Stucki

Die Realität der Arbeit oder das Geld

Seltsam. Meine obige Beschreibung nannte ich idealisierend, weil ihr ein Realitätskern fehle. Wenn ich nun ergänzend dieses «Reale» aufzeige, so geht es mehr oder weniger nur noch um Geld. Oder genauer: um die Versicherung, dass nicht eine Menge Geld hinter der von mir geäusserten Arbeitsauffassung steckt. Dadurch würde sie nämlich zu einer Luxushaltung degradiert, «billig» zu haben. Offenbar werden die gefühlten Ideale erst glaubhaft, wenn die Offenlegung bescheidener finanzieller Verhältnisse ihnen die Aura des Wahrhaftigen verleiht. Würde das in letzter Konsequenz heissen, dass man sehr reichen Leuten gar nie glauben darf? Und womöglich den Büchern von sehr erfolgreichen SchriftstellerInnen nicht trauen kann? – Lassen wir, was sich hier wie eine moralische Falle auftut und **schauen jetzt auf mein IK, das ist das «Individuelle Konto»,** welches die Sozialversicherungsanstalten der Kantone allen BewohnerInnen zukommen lassen, wenn sie ins Rentenalter eintreten. Darin sind sämtliche Einkünfte des ganzen Berufslebens zusammengezählt, anhand der Summe wird die AHV-Prämie berechnet, die man monatlich ausbezahlt bekommt. (Leider reicht diese 1948, sechs Wochen vor meiner Geburt eingeführte obligatorische Altersvorsorge längst nicht mehr, um sich im Alter versorgen zu können; sie wurde geschwächt durch zusätzliche private Anlage-«Säulen», die indirekt, aber zwingend, aus allen Erwerbstätigen kleine Spekulanten machen und sie zu steuertechnischen Tricksereien erziehen.)

Nun, ich habe gemäss IK im Laufe von 44 Jahren 767 000 Franken verdient. Hinzu kommen Stipendien während meines Studiums im nicht mehr genau erinnerten Umfang von etwa 30 000 Franken und eine Erbschaft von 60 000 Franken (sie erlaubte damals zusammen mit gleich viel Geld meiner Frau und noch mehr Geld von der Bank den Erwerb eines Hausteils mit 2 ha Land und 3 ha Wald im Zürcher Berggebiet). Zudem genoss ich hie und da die Unterstützung von Verwandten und Freunden im Umfang von vielleicht weiteren 50 000 Franken. Schliesslich ging eine späte Erbschaft von 75 000 Franken zur Hälfte sogleich mit der

Finanzblase bachab. Kurz, ich habe es zeitlebens nicht geschafft, eine Million zu verdienen bzw. zu bekommen. Entsprechend habe ich auch keine Million ausgegeben.

In dieser Materie versierte Menschen könnten Präzisierungen bezüglich der sich über die Jahre verändernden Kaufkraft anstellen. Man erkennt auch sogleich, dass ich keine Kinder hätte ernähren und ausbilden lassen können. Selber beschäftigt mich eher die Gegenwart: **Wenn Ronaldo**, der Fussballer aus Portugal (wo die Arbeitslosigkeit der Jugendlichen im Jahr 2013 mehr als 35 % betrug), am Montagmorgen ins Spielertraining geht, mittags eine lange Sitzung mit seinen Beratern hat und abends eine Massage braucht, am Dienstag zwei Trainingseinheiten zur Grundausdauer absolviert und einige Längen schwimmt, am Mittwoch den Kraftraum aufsucht und nachmittags an eine Promotionsveranstaltung fliegt, dann hat er im Laufe des späteren Abends, also in rund 70 Stunden, soviel verdient wie ich während 44 Jahren. Der reichste Mann der Welt ist er bei weitem nicht, das Existenzmaximum liegt höher. Bei mir trifft rein formal zu, dass ich viele Jahre unter dem hierzulande geltenden Existenzminimum lag, **was eigentlich bedeuten müsste, dass ich gar nicht wirklich existiert habe.** Oder schummelte. Doch was heisst schon schummeln in der untersten Liga? Den Überfluss in der Überflussgesellschaft darf man sich doch bestimmt zu Nutze machen, das empfand ich jedenfalls stets legitimer und auch sinnvoller als manch offizielle Existenz-Regelung in den höheren Ligen. Da dürfen beispielsweise unsere als bescheiden geltenden Bundesräte und Bundesrätinnen (sie verdienen heute in rund zwei Amtsjahren, was bei mir 44 Jahre dauerte) nach dem Rücktritt weiterhin den halben Lohn beziehen und werden zudem mit Verwaltungsratsmandaten umschmeichelt. Beides ist für mich so realistisch wie die Chance, dass die auf dem Kometen Tschuri im Schatten gestrandete Raumsonde Philae noch eine Videobotschaft schickt, welche die grünen Männchen in der Sonntagstracht zeigt.

Um Missverständnissen vorzubeugen sei betont, dass ich nie an Hunger litt und mich von der Gesellschaft nicht schlecht behandelt fühlte. Ich bin auch nicht unglücklich, ohne teure Armbanduhr und ohne Handy zu leben. Mir wurden dafür schon in jungen Jahren zehn abgelegene Hektaren **Bündner Bergwelt überlassen – auf ihnen wuchs nie ein finanzieller, aber ein gemüthafter Gewinn.**

Lebensausschnitte und -abschnitte. Foto: Brigitte Stucki

Ressentiments gegen sehr gut Verdienende und eine nachträgliche Enttäuschung über meine gesamten Entlöhnungen kann ich aber doch nicht immer unterdrücken. Denn heute vermag ich mit einer AHV-Rente von 1267 Franken plus einigen hundert Franken Zusatzverdienst pro Monat nicht «selbstständig» zu leben, wenn allein die Krankengrundversicherung pro Jahr 4500 Franken kostet. Der Staat mit seinen Institutionen fand meine Art der Tätigkeit, die dem BIP (Bruttoinlandprodukt) wenig brachte, nicht wirklich belohnenswert. Er verweigert mir im Alter in einem spürbaren Sinn die Anerkennung, ein tüchtiges Mitglied gewesen zu sein. Ich kann heute niemanden aus eigener finanzieller Kraft zu einem Glas Wein oder ins Kino einladen. Ich kann nicht in die Ferien reisen. Ich kann nicht einmal meine Schuldzinsen, um im elterlichen Haus wohnen bleiben zu können, vollständig bezahlen. Und doch funktioniert mein Leben ganz gut, und ich tue in bescheidenem Masse all das, was ich eben aufgezählt habe, trotzdem. Bin sogar Mitglied in gemeinnützigen Vereinen und abonniere Zeitschriften – dank meiner besser vorausschauenden Frau und dank anders als rein «ökonomisch» handelnder Menschen um mich herum.

Diese Lage ist jedoch äusserst ambivalent. Einerseits lauert für mich Frustration in der Frage nach dem Grad der Selbstbestimmtheit, die von Geld nicht völlig loslösbar ist: Alles freiwillig so geschehen oder doch nicht? Andererseits kann ich die finanzielle Misère in einen Erfolg umdeuten: denn je mehr jemand verdient, umso mehr belastet er oder sie in wohlhabenden Gesellschaften die Umwelt und die Welt. Diese simple Korrelation oder Faustregel wird auch durch die guten Taten und die Spenden der finanziell gut Gestellten nicht wirklich erschüttert. **Ökonomische Theorien machen gerne einen Bogen um die Tatsache, dass die Grösse des ökologischen Fussabdrucks stark vom verfügbaren Geld bestimmt wird** (und mit technischen Massnahmen nicht zu verkleinern ist). Die Schweiz passt noch lange nicht durchs Nadelöhr der Nachhaltigkeit.

Dabei liegt das Offensichtliche einer guten Lösung oft sehr nah. Ein Beispiel? Der Tages-Anzeiger schreibt am 20. Oktober 2014: «Weit über eine Million der 4,9 Millionen Arbeitnehmenden in der Schweiz sind im Job übermässig gestresst. Zwei Millionen sind am Arbeitsplatz mehr oder weniger erschöpft. Dadurch entgehen der Schweizer Wirtschaft rund 5,6 Milliarden Franken jährlich.» Wenn dieser Befund auch nur in groben Zügen stimmt: Der genannte Fehlbetrag reicht aus, um weit mehr als sämtliche Direktzahlungen für die Landwirtschaft zu decken. Nun täte der Landwirtschaft mehr Geld aber gar nicht gut. Hingegen wäre die oben genannte Wirtschaft durch die Einführung befriedigender Arbeitsverhältnisse den Dauerverlust mehrerer Milliarden los, welcher, schmerzlos umgebucht, die Landwirtschaft mit einem Schlag aus ihrem Ruf als ewig mühsamer Unterstützungsfall befreien täte. **Worauf sich sofort alle Bauern und Bäuerinnen völlig ungestresst der existenziellen (nicht nur der subsistenziellen) Erzeugung guter Lebensmittel widmen könnten.** Wenn das nicht das ultimative Win-win-Geschäft wäre! Von keiner Gedenkfeier für Marignano zu überbieten. ●

Mit Pferden leben und arbeiten

Emanuel und Ursina Zwicky-Schmid setzen auf ihrem 40-Hektar-Bio-Milchviehbetrieb im Berner Jura für fast die Hälfte der landwirtschaftlichen Arbeiten auf Pferdekraft, nutzen ihre Pferde aber auch zum Fahren und Reiten in der Freizeit. Ein Konzept, das für sie aufgeht – in puncto Lebensqualität, Ökologie und Ökonomie.

Sonja Korspeter. Aus dem Vallon de Saint-Imier zwischen Biel und La Chaux-de-Fonds geht es durch den Wald in Serpentinen in die Höhe, bis wir nach zehn Minuten Fahrt Les Prés-de-Cortébert auf 1150 m ü. M. erreichen, ein grosses Plateau mit blumenbewachsenen Wiesen und einzelnen Getreidefeldern. Am Biohof Laas angekommen, sehen wir vier grosse, schwarze Pferde der Rasse Alt-Oldenburger und zwei Ponys rechts auf der Koppel; hinter dem Haus grasen Original Braune und Fleckvieh- Kühe.

Kurs «Schaffe met Ross» an der Liebegg; Emanuel mit Lord und Lukas als Instruktor.

Foto: Sonja Korspeter

Wie alles begann

Emanuel und Ursina haben Landwirtschaft studiert und sind anschliessend als Berater und Geschäftsführerin eines Bioverbandes in die Berufswelt eingetreten. Beiden gefiel ihre Arbeit, doch störte es vor allem Emanuel mit seiner 100 %-Stelle sehr, dass er nur nach Feierabend etwas mit seinem Pferd machen konnte. Sein Traum war es schon immer, Bauer zu sein. Und für Ursina kam ein Leben ohne Tiere nie in Frage. Also machten sie sich auf die Suche nach einem Hof und wurden nach einiger Zeit fündig im Berner Jura. Das gemeinsame Projekt war der Aufbau einer ökologisch nachhaltigen Haupterwerbs-Landwirtschaft mit Arbeitspferden.

Schritt für Schritt

In den ersten Jahren wurde ein Grossteil der landwirtschaftlichen Arbeit mit dem Traktor erledigt. «Wir brauchten Zeit, um Erfahrungen in der Pferdearbeit zu sammeln und auch an Sicherheit zu gewinnen, dass sehr vieles möglich ist mit Arbeitspferden.» Der Milchtransport zur Sammelstelle, das Abschleppen der Wiesen und auch die Getreidesaat wurden von Anfang an mit den Pferden erledigt. Bald kamen auch das Eggen, Pflügen und Mist streuen sowie Setzen, Häufeln, Hacken und Graben der Kartoffeln dazu. Bei der Futterernte kommt ein Kreiselheuer mit Aufbaumotor zum Einsatz und neu werden Heu und Emd mit einem Sternradschwader aufgerecht. Unter Zeitdruck ist es vorgekommen, dass trotz Vorhandensein von Pferdezugmaschinen der Traktor eingesetzt wurde. Daraus zogen Emanuel und Ursina Konsequenzen und sie schafften die Doppelmechanisierung ab. «So stellt sich die Frage, ob man nun mit Pferdekraft oder mit Diesel arbeiten soll, erst gar nicht.»

Ein anderer Rhythmus

Für mit Pferden ausgeführte landwirtschaftliche Arbeiten muss im Vergleich mit dem Traktor mehr Zeit aufgewendet werden. Emanuel: «Die Nachbarn ziehen zum Beispiel die Heuernte in weniger Tagen durch als wir, allerdings kommen wir auch nicht in die Versuchung, von morgens sechs bis nachts um zehn zu heuen, weil die Pferde das kräftemässig gar nicht schaffen würden. Wir bleiben mehr in einem gleichmässigen Arbeitsrhythmus.» Ich frage nach, was weitere Besonderheiten des Einsatzes von Pferden in der Landwirtschaft sind. Ursina erläutert mir, dass es mehr Planung brauche. «Es ist nicht möglich, morgens in den Himmel zu schauen und spontan eine Arbeit mit den Pferden anzusetzen, die viel Kraft braucht oder Stunden dauert. Man muss im Vorfeld schon im Kopf haben, welche Arbeit ansteht und die Pferde entsprechend im Training haben.»

Kontinuität ist das Stichwort. Maschinen kann man aus der Remise holen, benutzen und wieder zurückstellen. Monatelang werden sie dann nicht gebraucht. Pferde müssen nicht nur gefüttert und gepflegt werden, sie brauchen auch regelmässige Arbeit, um im Training zu bleiben und den landwirtschaftlichen Aufgaben gewachsen zu sein. «Unser Pferd Lord zieht jeden Morgen, sommers wie winters, den Wagen mit den Milchkannen zur Abholstelle. Nach dem langen Winter merken wir deutlich, dass seine Kondition besser ist als die der anderen Pferde, denen diese regelmässige Übung fehlt.»

Die Pferdearbeit in der Landwirtschaft ist sehr ungleichmässig über das Jahr verteilt. Deshalb sind zusätzliche Einsatzbereiche für die Pferde von grossem Vorteil. Emanuel und Ursina bieten Kutschenfahrten an, fahren selber mit den Pferden aus oder geniessen einen schönen Ausritt.

Leidenschaft unerlässlich

Pferdearbeit in der Landwirtschaft ist nur möglich, wenn man das Zusammensein und das Zu-

sammenarbeiten mit Pferden liebt. Täglich gilt es sich neu auf das Lebewesen Pferd einzulassen. Nur wenn die Kommunikation gelingt, kann auch die Arbeit erfolgreich sein und wiederum Freude machen. Ich schaue Emanuel und Ursina bei der Arbeit zu und kann ihre feine Verbindung mit den Pferden spüren. Emanuel gibt mit ruhiger Stimme ein Kommando und Lord stellt sich langsam an die Maschine und lässt sich gelassen anspannen. Am Feldende dreht das Pferd auf engstem Raum und zieht wiederum zentimetergenau die Kartoffel-Setzmaschine bis zum anderen Ende des Feldes zurück.

Emanuel, Ursina, aber auch die beiden Töchter Anna und Flurina verbringen eine Menge Zeit mit den Tieren, Zeit, in der nicht nur ökonomischer Mehrwert, sondern, auch Familienerlebnisse und Zufriedenheit entstehen. Den 13-jährigen Sohn Gian-Luca interessieren die Pferde aktuell eher weniger und er freut sich darauf, bald die Traktorprüfung machen zu dürfen.

Schwere Warmblüter

Die Arbeitspferde auf dem Hof sind Alt-Oldenburger, eine schwere Warmblutrasse aus dem Norden Deutschlands. Für ihre Zucht setzen Ursina und Emanuel auf Pferde vom alten Schlag mit gutem Charakter, die klar im Kopf, kooperativ und arbeitswillig sind. Seit Anfang April zählt die siebenjährige Stute Dunja neben Lord, Lukas und Ulme zum Arbeitspferdebestand des Hofes.

So kann bei der Heuernte mit zwei Gespannen gearbeitet werden. Emanuel ergänzt: «Zu diesem Zweck haben wir dieses Jahr eine neue Maschine angeschafft, nämlich einen Sternradschwader mit Vorwagen für Pferdezug. Einer der beiden Traktoren des Betriebes steht zum Verkauf.»

Mich interessiert, wie viel länger das Schwadern mit den Pferden dauern wird. «Es kann gut sein, dass wir gar nicht mehr Zeit brauchen. Denn der Schwader, den wir neu angeschafft haben, hat eine grössere Arbeitsbreite. Das langsamere Tempo der Pferde wird also eventuell ausgeglichen. Doch im Herbst kann ich dann mehr dazu sagen.»

Wie ihre Bio-Kollegen

Obwohl Emanuel und Ursina einen Teil der landwirtschaftlichen Arbeit mit den Pferden erledigen, funktionieren sie wie die anderen extensiven Biobetriebe in der Region. Die 22 Milchkühe der Rassen Original-Braune und Fleckvieh bekommen nur betriebseigenes Rauffutter und wenig Kraftfutter; sie sind von Frühling bis Herbst auf den Weiden. In der übrigen Zeit bewegen sie sich im hellen Boxenlaufstall mit Auslauf. Die Pferde leben im Gruppenlaufstall mit Auslauf und Weide.

Die Milch wird an eine kleine Käserei im Dorf geliefert und zu konventionellem Gruyère-Käse verarbeitet. Entsprechend hoch ist der Milchpreis. Die Anlieferung an die Bio-Käserei im 16 km entfernten Saint-Imier wäre zu aufwändig als dass sich der höhere Biomilchpreis lohnen würde. Die weiblichen Jungtiere werden aufgezogen, die männlichen an einen befreundeten Kälberhändler verkauft. Zwei Mastkälber werden beim regionalen Metzger geschlachtet und direkt vermarktet. Weitere Zusatzeinnahmen entstehen durch den Verkauf von Dinkel, Kartoffeln und aus dem Erlös von gelegentlichen Kutschenfahrten.

Familie Zwicky-Schmid kann von ihren Einnahmen leben. «Wir bezahlen pünktlich unsere Rechnungen und den Pachtzins und haben keine Schulden mehr. Wir müssen auf nichts verzichten. Allerdings haben wir auch nicht das Bedürfnis, lange Fernreisen zu machen. Im Sommer fahren wir eine Woche in die Ferien, und auch das eine oder andere Wochenende sind wir unterwegs.» In diesen Zeiten kümmern sich (ehemalige) Lehrlinge um die Tiere auf dem Hof. Die Pferde kommen dann wenig zum Einsatz. «Es gibt kaum Leute, denen ich die Leinen in die Hand drücken und sie mit den Pferden losschicken kann. Das ist mit dem Traktor einfacher, den kann fast jeder fahren.» Lebensqualität ist ein wichtiger Grund für die Entscheidung von Emanuel und Ursina, einen Bauernhof zu bewirtschaften. Hier können sie ihren Traum vom Leben und Arbeiten mit den Pferden leben. Sie können eine ökologisch nachhaltige Landwirtschaft betreiben, die immer weniger Energie- und Futterzufuhr von aussen benötigt. Das Ziel für dieses Jahr sind neben dem Einsatz der Pferde für das Schwaden des Heus die Null-Prozent-Diesel-Kartoffeln.

Die Null-Prozent-Diesel-Kartoffeln

Emanuel hat den Kartoffelacker von acht Aren bereits mit den Pferden gepflügt und geeggt. Am 12. Mai haben Ursina, Emanuel und die Auszubildende Céline die Kartoffeln mit der McCormick-Maschine gelegt, einer einspännigen Maschine, die eine Furche zieht, die Kartoffeln legt und leicht anhäufelt. In einer knappen Stunde sind die Kartoffeln mit Hilfe von einem Pferd und von drei Personen im Boden. Ursina führt das Pferd, Emanuel lenkt die Maschine und Céline sorgt dafür, dass der Reserve-Behälter immer genug Kartoffeln enthält, um eventuelle Lücken zu füllen. Bis zur Ernte wird Emanuel die Kartoffeln noch einige Male mit dem Einspänner hacken und anhäufeln. Bei der Ernte gräbt ein pferdegezogener Kartoffelroder die Kartoffeln aus dem Boden, fleissige Hände von mit dem Hof verbundenen Menschen helfen diese einzusammeln, und mit dem Brückenwagen wird die Ernte mit Pferdekraft nach Hause gezogen. Emanuel und Ursina sind begeistert: «Von der Saat bis zur Ernte wird kein Tropfen Diesel verbraucht worden sein. Die Bodenverdichtung ist minimal. Uns wird die Arbeit Freude bereiten, und wir können über die Direktvermarktung einen angemessenen Preis für die Kartoffeln erzielen.» ●

Ursina, Emanuel, Céline und Lord – im Viererteam die Kartoffeln in den Boden bringen.

Foto: Sonja Korspeter

Bio-Glück mit Melkroboter

Ein Gespräch in Eschen im Liechtensteiner Unterland

Nikola Patzel. Die Idee kam dem Appenzeller Biobauer Tobias Brülisauer beim letzten Möschberggespräch: **Bio sei nicht nur das, was sich Bioforümler als Ideal darunter vorstellten.** Es sollten mal einige Bioforum-Leute mit ihm zusammen den Betrieb von Anita und Helmuth Gstöhl im Liechtensteiner Rheintal besuchen. Sie seien dort mit ihrem neuen grossen Stall und Melkroboter total glücklich. Gesagt, getan, Mitte April sind wir hin und wurden sehr freundlich empfangen. Dabei waren Jakob Weiss und Nikola Patzel für K+P, Tobias Brülisauer und unser Beirat Kaspanaze Simma, der nicht weit entfernt in Andelsbuch im Bregenzerwald noch sehr viele Landwirtschaftsarbeiten – auch das Melken! – mit seinen Händen tut.

Der Hof der Gstöhls: Eine Wand des niedrigen Anbindestalles aus den 1980er Jahren, Teil eines damals modernen Aussiedlerhofes, wurde abgebrochen. Dort öffnet sich nun ein neuer Raum mit wohl dem zehnfachen Volumen, in dem 60 Kühe bei weitem nicht die ganze Fläche beanspruchen. Der übrige Teil des offenen Stallgebäudes dient als Maschinen- und Lagerhalle. Helmuth Gstöhl erzählt seine Geschichte:

Im Jahre 1982 siedelten seine Eltern von ihrem alten Hof im Dorfkern in den Talgrund aus. Zu Beginn des Jahrhunderts hatte der Rhein mit gewaltigem Hochwasser seinen Damm durchbrochen und **gutes Erdreich aus dem Berggebiet über moorige Riedböden des Unterlandes abgelegt**, was dort auch sein Gutes hatte. Es entstand ein stattlicher Hof mit 50 Hektaren. Davon sind 20 Hektaren Gemeinde-Pachtland und 28 ha, mehr als 200 Grundstücke, wurden von rund 70 Privatbesitzern zusammengepachtet.

Im Jahr 1996 stellten die Eltern als erste im Liechtensteiner Unterland auf Biolandbau um. «Doch seit dem Verbot des elektrischen Kuhtrainers (Stallblitz) im Biolandbau im Jahr 2002 stieg unser Arbeitsaufwand extrem, und trotzdem haben wir die Kühe nicht mehr sauber bekommen.» Vater und Sohn rackerten im Akkord, der Sohn zusätzlich noch als Buchhalter für andere Betriebe; die Mutter war an vielen Orten sozial engagiert, aber die Landwirtschaft war nicht so ihre Sache. Es kam gut Geld rein, aber «das Leben war ein einziger Sachzwang». 2004 übernahm Gstöhl junior dann den Hof und gab seinen Nebenerwerb auf.

Die schlechte Situation bezüglich Tierwohl und Tiergesundheit belastete die ganze Familie und führte zur Frage: **Einen Laufstall bauen oder mit der Milch aufhören?** Beim Besuch eines Stallbauseminars lernte Helmuth eine Ostschweizer Bioberaterin kennen, die später seine Frau wurde. Erst im letzten Moment, nachdem eine Einsprache den Baubeginn um mehr als ein Jahr verzögert hatte, kam die Idee eines Melkroboters zur Arbeitserleichterung dazu. Im März 2013 konnte der neue Stall, kurz nach ihrer Hochzeit, bezogen werden; der Dekan des Klosters Einsiedeln weihte ihn anlässlich einer Liechtenstein-Reise. «Der alte Stall wirkt dagegen wie eine dunkle Hundehütte.» Zwei Kinder springen und krabbeln nun in Haus und Hof herum.

Gstöhls haben vorwiegend Grünland, dazu wird auf 7 ha Futtermais angebaut: «Der wächst hier in der Föhnlage besonders gut», erläutert Helmuth. Etwas eigener Futterweizen kommt noch dazu, aber mit Erträgen unter 40 dt/ha lohne sich der eigentlich nicht. Zurzeit lassen sich 60 Kühe melken, etwa 65 sollen es werden. Dazu reicht die eigene Futtergrundlage und der Melkroboter ist dann ausgelastet. «**Damit ist für uns als Familienbetrieb ein ökonomisches Optimum erreicht.** Wir haben für den Rest unseres Lebens geplant. Was unsere Kinder dann machen, ist ihre Sache.»

Und wie läuft es mit dem Melkroboter? Helmuth: «Das erste Jahr war happig, wir haben gelernt und die Kühe haben gelernt. Aber jetzt sind sie daran gewöhnt, es läuft wunderbar und das hat jeden Franken gelohnt.» Auch die Einstellungsänderung habe sich gelohnt, denn früher habe er immer über Melkroboter geschimpft, betont der Bauer. «Doch sobald ich die Vorurteile abgelegt habe, sind mir die Argumente dagegen, ganz zur Freude meiner Frau, ausgegangen.» Anita Gstöhl sagt: «Unser Ziel war Ruhe in der Herde und Bewegungsfreiraum für die Kühe. Wir haben deutlich mehr Platz als vorgeschrieben und keine Sackgassen in den Laufwegen.» Die dominanten Kühe gehen nun zum Melken, wann sie wollen. Die schwächeren Kühe gehen dann melken, wenn die dominanten Kühe fressen oder liegen. Wir sehen auch Kühe mit halbvollem Euter zum Melkstand laufen, die aber der Roboter nach Chip-Erkennung nicht melkt und nicht füttert. Anita erläutert: «Das Kraftfutter im Roboter lockt die Kühe an. Die programmierte minimale Zwischenmelkzeit ist 7,5 Stunden und unsere Kühe kommen auf durchschnittlich 2,5 Melkungen pro Tag.»

Aus der Nähe beobachten wir, wie der Melkroboter das Euter abscannt, die Viertel nacheinander ausmelkt, während das Tier Kraftfutter frisst. Ein Bildschirm zeigt jeweils die Fliessgeschwindigkeit der Milch und vergleicht die aktuelle Realität mit dem berechneten Soll. Ein Computer nebenan zeigt auch die Melkzeit und -frequenz, die elektrische Leitfähigkeit, den Blutgehalt der Milch und weitere Messwerte an. Milch, die einprogrammierte Schwellenwerte überschreitet, wird nicht in den Tank, sondern automatisch in die

Helmuth Gstöhl, Kaspanaze Simma und Tobias Brülisauer. – Melkstand mit Roboter. – Die Tiere haben viel Platz.

Kanne für die Kälber abgeleitet. Zusätzlich hat der Stall eine Separationsbucht mit automatischer Zuführungsfunktion durch den Melkroboter und eine Abkalbebucht (Tiefstrohbereich) mit Platz für 5 Kühe. Dort warten die Tiere auf die Kontrolle durch die Bauersleute, auf den Besamer oder den Tierarzt. Insgesamt sind die Kühe sehr gesund, die Zellzahlen in der Milch weit unter dem Grenzwert.

Fragen

Was machen eure Kühe, wenn der Strom ausfällt?

Helmuth: Dann hat jeder Betrieb mit einer Melkmaschine ein Problem. Unsere Stromversorgung in Liechtenstein ist sehr stabil. Trotzdem haben wir uns bereits nach einem Notstromaggregat erkundigt.

Denkt ihr manchmal daran, euren Kühen die Hörner zu lassen?

Anita: «Behornte Kühe im Laufstall stellen spezielle Anforderungen ans Management, damit auch schwache Tiere in Ruhe fressen können. Die Anforderungen für behornte Kühe und diejenigen für Melkroboter sind nicht dieselben. Wir hätten aber auch ohne Melkroboter weiterhin auf unbehornte Kühe gesetzt, denn damit haben wir gute Erfahrungen gemacht.»

Könntet ihr euch vorstellen, einen Stier im Stall zu haben?

Helmuth: Nein, das ist bei mir allein schon deshalb ausgeschlossen, weil ein Nachbar früher mal fast von einem Stier getötet worden wäre. Ein Stier ist viel zu gefährlich, auch wegen der Kinder.

In der Stube erzählt dann **Kaspanaze Simma** von sich. «Wie ich in den 1970er Jahren einen für mich überraschenden Weg im **Zusammenspiel mit der Natur gefunden** habe.» Wie seine Frau und er mit 6 Milchkühen, von denen 5 im Sommer auf der Gemeinschaftsalp sind, sowie Selbstversorgungsanbau 5 Kinder aufziehen und in Ausbildungen schicken konnten. «Für mich ist ein Problem, dass die Maschinen einem die Arbeit wegnehmen, dann hast du keine Aufgabe mehr. Fünf Kühe kannst du von Hand noch melken, das ist eine schöne Atmosphäre im Stall. Ich habe einen intensiven Kontakt mit meinen Kühen.» Simmas Betriebskosten sind 4000 Euro im Jahr, von den landwirtschaftlichen Einnahmen über 20 000 Euro bleiben 16 000 Euro für die über die Selbstversorgung mit Milch, Fleisch und Gartenerträgen hinausgehenden Lebenshaltungskosten. «Wir wandeln Sonnenenergie in Lebensmittel um, ein verrückt eleganter und zukunftsträchtiger Weg. Für mich wäre ein agrarpolitisches Ziel, dass der Preis verdoppelt wird und deutlich mehr Leute in der Landwirtschaft arbeiten.»

Die nachfolgende **Diskussion** an Gstöhls Esstisch über diese so unterschiedlichen biobäuerlichen Lebenswege pendelt mehrfach zwischen Privatem und Politischem hin und her. Alle Bauern am Tisch sind sich einig, dass sie lieber einen Milchpreis hätten, der Direktzahlungen überflüssig macht. Dass das Essen wieder einen grösseren Teil der normalen Haushaltsausgaben ausmachen müsse, denn damit käme auch wieder die Wertschätzung dafür zurück. Beide bezeichneten die **Tierbeziehung** als eines ihrer Hauptanliegen, verstehen aber recht Unterschiedliches darunter. Anita sagt: «Eine gute Tierbeziehung hängt aus meiner Sicht nicht davon ab, ob ich das Euter zweimal am Tag in der Hand habe oder ob der Melkroboter die Arbeit macht. Wichtig ist der Mensch, der dahinter steht. Bei allen Fragen rund ums Bauern steht für mich der Mensch und seine Einstellung im Zentrum.»

Wir fragen: ***Warum brauchen die einen Bauern 6 Kühe und die anderen 60, um eine Familie durchzubringen?*** *Helmuth:* «Nach der Hofübernahme waren ziemlich Schulden da. Wenn man investiert, dann muss zwangsläufig auch etwas laufen. Ich war immer schon der Rechner und die Bestätigung war der messbare Erfolg in Franken.» Er betont, dass das betriebswirtschaftliche Ergebnis mit 40 Kühen im fast abbezahlten Anbindestall ökonomisch sehr gut war. «**Aber was nützt das Geld, wenn es den Kühen nicht gut geht und du die Freude an der täglichen Arbeit verlierst?**»

Kaspanaze kritisiert, dass Strukturen wie hier Arbeit und Geld in andere Branchen verlagerten und die Landwirtschaft in eine **Spirale aus Rationalisierung und Investitionen** gedrängt würde. «Ich frage mich, sind wir dann noch Bauern oder Rädchen in einer Maschine?» Anita und Helmuth betonen, wie gut für sie persönlich alles passe, auch wenn sie die allgemeine Entwicklung der Landwirtschaft ebenfalls kritisch sehen. Es sei ein grosser Gewinn, einfach mal am Nachmittag um fünf mit den Kindern ins Schwimmbad gehen zu können, während die Kühe sich auch ohne sie melken liessen. Ein gutes Gefühl sei auch, dass nach jetziger Kalkulation ihr Hof bis zur Pensionierung schuldenfrei dastehen sollte.

Kaspanaze sorgt sich, dass auch persönlich richtige erscheinende Entscheidungen für einzelbetriebliches Wachstum insgesamt dazu führten, dass die Menschen und die Wertschöpfung in der Landwirtschaft weniger werden. «Das finde ich sehr schade, weil ich die Landwirtschaft als sehr schöne und interessante Tätigkeit erfahre.» Helmuth fragt sich ebenfalls: «**Haben neue Ideen die Kraft, um die Gesellschaft zu verändern? Der Gegendruck, der uns immer wieder steuert, ist so gross. Dann ist nur noch die Frage, wie man sich anpassen kann, sodass man nicht ersäuft.**» Bäuerliche Initiativen, zum Beispiel für einen höheren Milchpreis, hätten keine Chance, weil «Querschläger» das bestimmt kaputtmachen würden. «Ich sehe da keinen Weg hinaus.»

Die Tischrunde beschliesst, die grossen Fragen ein andermal weiter zu verhandeln. Kaspanaze lädt alle zu sich nach Andelsbuch ein. Zum Schluss fragen wir beide noch, was sie in der Landwirtschaft am liebsten tun. Helmuth und Kaspanaze sagen beide: Melken. ●

Selbstlenkender Melkarm, automatische Reinigung. – Anita Gstöhl.

Fotos: Nikola Patzel (1–5) und Jakob Weiss (6).

Gurgel umdrehen

Ein etwas blutiger Tag in Kasisi, Sambia

Markus Schär.[1] Es ist 7.30 Uhr, die Sonne erstrahlt den sambischen Himmel, als ich mich mit meinem suboptimal tauglichen Geschäftsmotorrad – Bremsen und Lichter funktionieren nicht – auf den Weg zum Milchraum in Kasisi mache. Dort würde ich den Morgen vermutlich mit meinem Chef Vincent Kunda verbringen, wie auch die ersten acht Tage hier am KATC: sitzend, seinen Ausführungen zuhörend, Fragen stellend, beobachtend, hin und wieder von meinen Erfahrungen berichtend – bestrebt, die Kultur, die sozialen Beziehungen, die Landwirtschaft hier zu verstehen.

Ich fahre also über die staubige Landstrasse, die wie ein Emmentaler Käse voller Löcher – Schlaglöcher – ist, biege in den Pfad zum Milchraum ein und stosse kurz vor meinem Ziel auf eine Gruppe von etwa zehn KATC-Mitarbeitern, die einen Kreis bilden. In ihrer Mitte liegt eine tote Kuh mit aufgeschlitzter Kehle. Eine Blutlache am Boden. Kein sehr appetitlicher Anblick, zumal so kurz nach dem Frühstück. **Ich stelle das Motorrad ab, grüsse etwas verlegen und versuche meinen Ekel abzuwürgen, indem ich den Verstand einschalte.** Was hatte die Kuh: einen Unfall oder eine Krankheit? Wurde sie notgeschlachtet? Nichts dergleichen, klärt mich mein Chef Vincent auf. Die Kuh hatte vor einiger Zeit verworfen und sei nicht mehr trächtig geworden. Zudem brauche die Küche nächste Woche Rindfleisch für die Verpflegung von Kursteilnehmenden. Das bedeutete das Todesurteil für das arme Tier.

Nachdem sich etliche Schaulustige an ihren Arbeitsplatz zurückbegeben haben, beginnen vier Mitarbeiter mit dem Schlachten – unter freiem Himmel, im Gras, mit Messern, die auf Steinen am Boden geschliffen werden. Zuerst wird der Kopf der Kuh ganz abgetrennt. Dann wird entlang des Bauchs das Fell aufgeschnitten, ebenso an den Beinen. Gekonnt trennen die Männer das Fell beidseitig vom Körper ab. Einer schneidet das Euter heraus und legt es ins Gras. Jemand kommt auf die Idee, dass eine Unterlage von Vorteil wäre und schafft ein paar Plastikstücke herbei.

Mein Chef Vincent, dessen rechtes Bein seit seinem Motorradunfall noch nicht wieder belastbar ist, sitzt auf seinem Stuhl, den ihm ein Mitarbeiter geholt hat. Er gibt Anweisungen, macht Kommentare, manchmal Witze. Auch wenn sein Bein gesund wäre, würde er wohl nicht mit anpacken. Seine Arbeit besteht in der Arbeitsorganisation, in der Überwachung und in der handschriftlichen Dokumentation von Produktionsmengen, Verkaufseinnahmen, Ausgaben für Hilfsmittel usw. Vermutlich ist der **Status des «Produktionsbereichmanagers»** unter anderem dadurch definiert, dass dieser nicht schwere körperliche und schmutzige Arbeit verrichten muss.

Unterdessen tummeln sich tonnenweise Fliegen auf dem Kadaver. Laston, ein erfahrener Mitarbeiter, schneidet das Bauchfell der Kuh auf, die Innereien kommen zum Vorschein. Herz, Lunge, Leber, Nieren, Mägen und Därme werden vom Schlachtkörper abgetrennt. Laston sticht mit dem Messer in den geblähten Pansen, der die stinkenden Gase der mikrobiellen Vergärung freisetzt. Die Mägen werden anschliessend aufgeschnitten und vom Futterbrei entleert. Ein Mitarbeiter schafft die Innereien mit einer Schubkarre beiseite und wäscht die Mägen aus. Am Nachmittag sollen sie an die Mitarbeiter verkauft werden. **Was bei uns mehrheitlich verschmäht beziehungsweise uns bestenfalls in Wurstform untergejubelt wird, ist hier bei den wenig Verdienenden sehr begehrt.** Angeblich sind Innereien reich an Vitaminen und Nährstoffen.

Weiter gehts mit der Schlachtung. Die Füsse werden abgehackt. Laston zerteilt den Schlachtkörper mit dem Beil in zwei Hälften, welche nochmals in je drei Stücke zerlegt werden. Etwa zwei Stunden dauert die Schlachtung, dann hängen die Stücke an Strohschnüren an einem Scheunenbalken und werden «sonnengegart»: Abhangen à la Sambia – ein Schlemmen für die Fliegen. Laston und ich gehen in

Ekelerregend? Nicht für SambierInnen. Schlachten geht auch unter freiem Himmel und ohne Infrastruktur, irgendwie. Foto: Markus Schär

[1] *Markus Schär ist eine von 120 Fachpersonen, die zurzeit in der «Personellen Entwicklungszusammenarbeit» mit COMUNDO in rund 12 Ländern Lateinamerikas, Afrikas und Asiens tätig sind: in Bolivien, Brasilien, Burkina Faso, Ecuador, El Salvador, Kenia, Kolumbien, Nicaragua, Peru, in den Philippinen, in Sambia und Simbabwe. COMUNDO fokussiert in den Einsatzländern auf den direkten Erfahrungs- und Wissensaustausch zwischen den Fachpersonen und den Partnerorganisationen vor Ort. Im Januar 2013 haben sich die Bethlehem Mission Immensee (BMI), E-CHANGER Fribourg und Inter-Agire Bellinzona zur Organisation «COMUNDO» zusammengeschlossen. info@bethlehem-mission.ch, Schweizer Postkonto 60-394-4.*

Von diesem Fleisch hat der Autor auch gegessen. Die mangelnde Hygiene beim Schlachten wird bei der Zubereitung zum Teil kompensiert: gut durchbraten, lautet die Devise.

Fotos: Markus Schär

die «Znünipause», während unser Chef Vincent bei der Scheune zurückbleibt und das Fleisch bewacht. Dass sich am helllichten Tag jemand daran vergreifen würde, bezweifle ich. Aber es ist schon so: Armut ist hier weit verbreitet, einigermassen gut bezahlte Jobs sind rar. Das hat Auswirkungen auf die Überlebensstrategien der Menschen. Erst kürzlich wurde nachts ein Zuchtbulle von der Weide gestohlen.

Nach diesem Gemetzel habe ich zwar alles andere als Appetit. Trotzdem würge ich das von Laston für mich geschmierte Butterbrot hinunter – eine Ablehnung wäre respektlos. Und prompt fragt mein Chef Vincent nach der Pause Laston in der mir nicht verständlichen lokalen Sprache Nyanja und **mit einem global verständlichen sarkastischen Lächeln**, ob ich ein Butterbrot gegessen habe. Laston antwortet in Englisch, weshalb ich auf den Inhalt von Vincents Frage rückschliessen kann. Reflexartig dementiere ich die Vermutung meines Chefs, der Anblick des Schlachtens habe mir auf den Magen geschlagen – obwohl er damit natürlich voll ins Schwarze traf. Wir alle lachen. (SambierInnen kennen sich in indirekter Kommunikation bestens aus.)

Auch der Nachmittag steht ganz im Zeichen der Fleischerei. Ein Mitarbeiter bringt die Innereien aus dem Kühler (wo unter anderem auch Saatgut und Gemüse gelagert wird), dessen Boden blutverschmiert ist. Ein anderer holt von irgendwo her ein Messer. Ein dritter erhält den Auftrag, mit einem Baumzweig die Fliegen von den Innereien zu vertreiben. Nun werden Pansen, Netzmagen und Co. im Baumschatten auf einem zerrissenen Getreidesack aus Plastik zerteilt. Die Stücke sollen in Plastiktüten abgefüllt werden, **Innereienmischpakete quasi**. Doch es fehlt an Plastiksäcken. Laston wird damit beauftragt, solche aufzutreiben. Er düst mit seinem Motorrad los, kommt einige Zeit später mit Einkaufstüten von Spar, Shoprite und Co. zurück. Jemand holt die Milchwaage vom Melkstand und hängt sie an einer Schnur am Baum auf. Dann wird abgepackt und abgewogen. Fleischstücke werden in die Hände genommen und wieder auf den Haufen zurückgelegt, ein paar fallen auf den Boden. Egal. Vincent führt Buch über Gewicht und Preis. Wer nicht bar bezahlen kann oder will – und das sind so ziemlich alle –, dem wird der Betrag vom nächsten Lohn abgezogen. Es ist 27 °C warm, sagt mein Händy, und der Fliegenschwarm wird immer grösser. Angeblich essen die Menschen hier das Fleisch «well done» (durchgebraten) – nun weiss ich wieso.

Schliesslich geht es nach dem Abendmelken – wofür nicht die Hirten, sondern zwei eigens hierzu angestellte Melker zuständig sind – zusammen mit Laston und einer Praktikantin aus Kenia, die Tiermedizin studieren will, auf die Weide. Hier verendete in der letzten Nacht nach dreitägiger Krankheit trotz Breitbandantibiotika-Medikation ein junger Ochse. **Am Kadaver sollen wir eine Autopsie durchführen**, um etwas über die Todesursache zu erfahren. Für Laston fast schon Routine, für mich ziemliches Neuland: Bauch aufschlitzen, Innereien durchwühlen, Herz, Leber, Lunge und Nieren zerschneiden und auf Anomalien kontrollieren. Wir finden schwarze Flecken in Lunge und Leber, aber unser Laienbefund stösst an Grenzen, wenn es um die Interpretation geht. Ich mache ein paar Fotos, die ich einem Tierarzt schicken will. Dann streifen wir die Untersuchungshandschuhe ab und lassen sie beim Kadaver liegen. Sie werden von den Angestellten noch am selben Abend zusammen mit dem toten Tier verbuddelt. Müllabfuhr gibt es in Kasisi keine, eine Kadaververbrennungsanlage auch nicht.

Zurück in meinem Häuschen, stelle ich fest, dass sich der seit Mittag andauernde Stromausfall nun auch auf die Wasserversorgung ausgewirkt hat. Am Mittag gabs noch Wasser, nun ist das Reservoir leer, da die Grundwasserpumpen am Stromnetz hängen. Super, nach der ganzen Metzgerei keine Dusche! Immerhin hat es im Kühlschrank, der unterdessen die Aussentemperatur angenommen hat, noch Wasser und Fruchtsaft. Fehlanzeige leider auch bei meiner voreiligen Genugtuung darüber, dass ich in weiser Voraussicht als Ersatz für den Elektroherd einen Gaskocher gekauft habe: Die Gaskartusche passt nicht ins Gehäuse. **Dann halt Brot, gesalzene Butter, eine Avocado und Tomaten, unter der sambischen Sonne gereift.** Um 19 Uhr, draussen ist es längst dunkel, schlüpfe ich unter das Moskitonetz über meinem Bett, lösche das kleine Solarlämpchen und denke kurz: «Was für ein Tag!» Dann kommt der Schlaf … bis mir um 3 Uhr morgens der krähende Hahn der Nachbarin arg auf den Wecker geht. SambierInnen lieben «Chicken». Ich hoffe, dass meinem Nachbarshahn bald die Gurgel umgedreht wird. ●

abgelenkt

jetzt
wo ich beim melken
manchmal zeit finde
auf anderes zu achten
als auf die melkmaschine
suchen meine augen
unter den kühen
ständig nach
deinen stiefelspitzen

obristes tagwohl

noch voll
blickt still
der mond aus dem güllegraben

wir kauern zwischen warmen kuhleibern
unter dem diktat der melkmaschinen
die unerbittlich wie der wecker ticken

dumpf mampfen die tiere
grell scheppert dann und wann
eine glocke

in der nähe
grüsst aus der tiefe
der bach

langsam
gewinnt die welt
konturen

so melkt man sich hier
jeden morgen
in den tag

Von Jörg Wäspi aus «flucht und heimat. vom fliegen auf dem boden»,
57 Gedichte. Erschienen 2007 im zalpverlag, Mollis (www.zalpverlag.ch)

Foto: Norotschka auf flickr, 2008

zum abschied marquise, der évolèner kuh

zwölf jahre lang
hast du uns
milch gegeben
nun ist dein euter
abgewirtschaftet
unförmig geworden
hängen die striche
so nahe am boden
dass man dich kaum noch
melken kann
unter deinen klauen
wütet eine entzündung
gegen die
auch der tierarzt
machtlos ist
lässt man dich in ruhe
legst dich
sofort hin
beim melken
trittst vor schmerz
ständig von einem
auf den anderen fuss
uns streifst dabei nicht selten
das melkzeug ab
trotzdem hast mich
während neunzig alptagen
kein einiges mal
behelligt
nie hast
nach deinem melker
getreten
auch wenn er dir
unabsichtlich
manchmal weh tat
geduldig
bliebst mit dicken verbänden
im stall
während deine kolleginnen
sich der freiheit auf der weide
erfreuten
vier komma sechs liter
habe ich dir
beim letzten melken
abgezapft
dein abschiedsgeschenk
einst floss aus deinem euter
das dreifache
nun trittst
deinen letzten gang an
das tut mir weh
mehr
als bei allen
die dir vorausgegangen
deren weggang
ich schon erlebt habe
mehr auch
als ich mir
eingestehen mag

HiPP
Das Beste aus der Natur.
Das Beste für die Natur.

Aus Verantwortung für unsere Kinder und eine intakte Umwelt.

Claus Hipp

Stefan Hipp

Ressource Wasser

Senkung des Wasserverbrauchs um 70% in den letzten 20 Jahren durch technische Innovationen

Nein zu Grüner Gentechnik

Aus ökologischen und ethischen Gründen und zur Erhaltung der biologischen Vielfalt

Erneuerbare Energiequellen

Das langjährige Engagement für den Klimaschutz ist mit dem Deutschen Solarpreis 2011 ausgezeichnet worden.

Klimafreundliche Produktion

CO_2-neutrale Energiebilanz durch den Einsatz erneuerbarer Energien und Unterstützung weltweiter Klimaschutzprojekte

Was vor über 50 Jahren mit dem Bio-Anbau begann, wird in allen Bereichen des Unternehmens gelebt. Der sorgsame Umgang mit Umwelt und Ressourcen, ein respektvolles Miteinander und höchste Qualität sind Anforderungen, mit denen HiPP gewachsen ist und die untrennbar mit dem Namen HiPP verbunden sind. Mit sorgfältig hergestellten Produkten übernehmen wir die Verantwortung gegenüber unseren Kindern und der Umwelt, in der sie groß werden.

Dafür steht der Name HiPP und dafür stehe ich mit meinem Namen.

Claus Hipp

Die Zukunft mitgestalten im Einklang mit der Natur.

Mehr dazu unter www.hipp.ch

Biogipfel

Zeichnung: Tania Wiedmer

«Von der Kooperation mit der Natur zur Kooperation mit den Menschen»

Samstag, 20. Juni 2015, 10.30 bis 12.00 Uhr im Rathaus Zofingen

Der Biolandbau wird heute noch vielerorts vom Wettbewerb bestimmt und auf die Wirtschaftlichkeit reduziert. Die Frage sei deshalb gestellt: *«Wie entkommt der Biolandbau der Wettbewerbsmühle?»* **Ernst Feuz**, ein Vertreter der Gemeinwohl-Ökonomie, wird theoretische Grundlagen und eine praktische Umsetzung dieser «Vision» vorstellen.

Im Anschluss werden in einem Podiumsgespräch
Peter Moser, Agrarhistoriker (Schweizer Agrararchiv),
Urs Niggli, FiBL-Direktor und Hauptautor der «Vision» «Biolandbau 3.0» und
Ernst Feuz, Vorstand Gemeinwohlökonomie Bern
zusammen mit allen Anwesenden das Gesagte reflektieren und kommentieren.

Anschliessend wird ein Apéro offeriert.

Bioforum-Hauptversammlung 2015

Samstag, 20. Juni 2015, von 13.00 bis 14.00 Uhr im Rathaus Zofingen

Traktanden:

1. Protokoll der HV vom Juni 2014
2. Jahresbericht des Präsidenten
3. Jahresrechnungen 2013 / 2014 *
4. Wahlen: Tania Wiedmer und Claudia Meierhans kandidieren für den Vorstand
5. Budget 2015 *
6. Tätigkeitsschwerpunkte 2015 / 2016
7. Verschiedenes

* Jahresrechnungen und Budget werden an der Sitzung verteilt.

Impressum

Kultur und Politik erscheint im 70. Jahrgang

Vierteljahreszeitschrift

Herausgeberin ist das Bioforum Schweiz

Geschäftsstelle: Lukas van Puijenbroek
Aebletenweg 32
8706 Meilen
Telefon 076 506 24 48
lukas.puijenbroek@bioforumschweiz.ch

Redaktion:
Nikola Patzel, Wendy Peter
redaktion@bioforumschweiz.ch

Redaktionskommission:
Christian Gamp, Nikola Patzel, Wendy Peter, Jakob Weiss

Fotos: Siehe Quellenangaben

Inserate:
inserate@bioforumschweiz.ch

Mitgliederbeitrag inkl. Abo:
SFr. 60.– bis 100.– / 50 bis 90 Euro
Auslandsabo ohne Mitgliedschaft: 40 Euro

Layout und Druck:
Druckerei Schürch AG, Huttwil

Redaktionsschluss für K+P 3/15:
15. August 2015

Für aktuelle Infos:
www.bioforumschweiz.ch

Ich/wir werde/n Mitglied des Bioforums Schweiz. Die Mitgliedschaft beinhaltet das vierteljährlich erscheinende «Kultur und Politik», Einladung zu den Möschberggesprächen und zum Biogipfel mit Fachreferaten.

☐ als Einzelmitglied für 60 Franken / 50 Euro im Jahr (oder Abo ohne Mitgliedschaft: 40 Euro)
☐ als Familie für 80 Franken / 70 Euro im Jahr.
☐ als Firma oder Institution für 100 Franken / 90 Euro im Jahr.

Vorname: _____

Nachname: _____

Strasse / Nr.: _____

PLZ / Wohnort: _____

E-Mail: _____

Bitte Talon ausschneiden und einsenden an:
Bioforum Schweiz, Lukas van Puijenbroek, Aebletenweg 32, 8706 Meilen

P.P.
CH-8706 Meilen
DIE POST